Der

Frauen-Arzt.

Roman

von

Julius Rouquette.

Erster Band.

Wien.
Albert Last.
1866.

Druck von Heinrich Spitzer in Wien.

Die Villa des Doctor Delbos.

Buntes Treiben herrschte im Lyoner Bahnhofe zu Paris. Der Abend-Postzug war angekommen und Schaaren von Reisenden strömten in den Gepäcksaal, um sich ihre Colli ausfolgen zu lassen.

Unter den eben Angekommenen machte sich eine junge Frau bemerklich, die in nachlässiger Stellung auf einer Bank saß und in einer Wolke von weißem Pelzwerk fast verschwand.

Es war im November des Jahres 1855.

Die junge Dame saß unbeweglich in ihrer warmen Umhüllung, wie eine Katze auf der Lauer.

Bisweilen erhob sie müde ihr Haupt, blickte mit halbverschleiertem Auge im Saale umher und folgte ihrem Kammermädchen mit dem Auge, welches ungeduldig hin- und herlief und dann und wann kurze Befehle von ihrer Gebieterin entgegennahm.

Die Dame war wunderschön.

Ein eigenthümlich anziehender Ausdruck lag in ihrem Gesicht, das die reinsten Formen zeigte. Eine lebhafte Färbung machte es wärmer und strahlender noch.

Wir sehen wohl zuweilen ein Angesicht, das vom Seelenleben durchleuchtet ist.

Doch trauet nicht dem vielversprechenden Aeußern; Gesichter, die so schön die Seele wiederspiegeln, sind oft einem dunklen See vergleichbar, in dem des Himmels Bläue sich spiegelt.

Einige scharfrothe Fleckchen auf ihren Wangen — die Augen vor Allem — sprachen von einem entschiedenen und siegreichen Willen, von einem heftigen und cholerischen Temperament.

Die Lippen so frisch, rosig und fein; das Kinn so rundlich, zeugten dennoch auch von Festigkeit.

Sehet, wie die Dame jetzt, trotz ihrer ruhigen Stellung, ihre Ungeduld bezeigt; ihr Auge funkelt düster, ihr Blick ist ein Blitz, der das Kammermädchen erschreckt.

Das Kammermädchen antwortete durch klägliche Geberden.

Die Dame sieht wohl ein, daß das Mädchen nicht schuld ist an der Verzögerung; sie schließt wieder sanft die Augen und der Strahl ihres Blickes schläft wieder hinter den langen Wimpern, wie die Kralle der Katze im weichen Fell der Pfötchen.

Endlich sind alle die Koffer, Schachteln und Packete in die Hände ihrer verschiedenen Besitzer gelangt, jedes bekam einen Kreidestrich und wurde dann seiner Haft ent-

lassen. Die Reisenden zerstreuten sich allmählig nach allen Seiten in die verschiedenen „Quartiere" von Paris und unsre schöne junge Frau, die wir etwas näher zu betrachten uns unterfangen, steigt zu unserer Verwunderung, so reich und vornehm sie zu sein scheint — in einen prosaischen Fiaker, weil keine Equipage sie erwartet.

Vielleicht hat sie ihre Gründe, ihre Ankunft nicht bemerklich zu machen.

Sonderbar, als der Fiaker kaum den Bahnhof verlassen hat, springt plötzlich ein Mann auf ihn zu, wirft einen raschen Blick in den Wagen und eilt zu einem andern Manne zurück, der nicht weit davon zu Pferde wartet.

„Sie ist es, Herr!" sagt der Erste, der in den Wagen geschaut hatte.

„Auf's Pferd jetzt, und folge mir!" antwortet der Cavalier mit düsterem Tone.

Von da an folgten die beiden Reiter dem Fiaker, der die Dame führte, in geringer Entfernung.

Mitternacht war nicht mehr fern; die Nacht war düster, der Himmel war mit Wolken bedeckt. Hier und da löschte man schon das Gas in den Läden, ein feiner, kalter Regen fiel hernieder, der auf der Straße anfror, und ein leichtes Glatteis bildete.

Die Hufe der Wagenpferde klapperten auf diesem glatten Grunde; die beiden Reiter aber schwebten wie Schatten dahin, so leicht trugen sie die geschulten Pferde.

Wahrscheinlich waren auch Vorsichtsmaßregeln ange-

wendet worden, um den Schritt ihrer Pferde unhörbar zu machen.

Eine Stunde Weges wurde so stillschweigend zurückgelegt; da hielt der Fiaker vor einem Hause in der Avenue Montaigne.

Der Wagen wurde geöffnet, ein kleiner, runder Fuß und ein derbes Bein wurde sichtbar, ein weibliches Wesen hüpfte leicht heraus — das war die Zofe unserer schönen Unbekannten.

Sie wendete sich rasch um, ihre Herrin beim Aussteigen zu unterstützen — allein ein Mann kam ihr zuvor.

„Robert!“ rief die Dame im Tone des Schreckens, als sie jetzt den Cavalier vor sich sah, der ihr bis hierher gefolgt war.

Im ersten Moment der Ueberraschung warf sie sich in die Arme ihres Mädchens, und rief:

„Petrella! er ist es! er ist es!“

„Mein Anblick erschreckt Sie, Sie haben Furcht,“ sagte der Cavalier mit bitterem Ausdruck.

Die junge Dame fuhr auf, als habe ein Stich in's Innere sie getroffen und warf dem Cavalier einen furchtbaren Blick zu.

„Furcht vor Ihnen! Nein!“ sagte sie mit unbändigem Stolze.

Leiser fügte sie hinzu:

„Furcht vor mir selbst!“

„Sie verstehen mich nicht recht, Lavinia!“ fuhr Robert mit sanftem doch ernstem Tone fort.

Die junge Dame erbebte bei diesen Worten, bei dem

Tone dieser Stimme, ihr Antlitz erbleichte, sie schien innerlich zu kämpfen.

Aber sie faßte sich bald.

„Petrella," rief sie gebieterisch der Zofe zu, „sorge daß schnell geöffnet wird!"

Plötzlich nahm sie entschlossen den Arm des Fremden und führte ihn rasch zum Thor, indem sie sagte:

„Sie kommen zu mir, also haben Sie jedenfalls einen gewichtigen Grund. Kommen Sie!"

Robert Mortlock, der geheimnißvolle Unbekannte, war ein Mann von ohngefähr fünfunddreißig Jahren. Sein männliches und energisches Gesicht imponirte beim ersten Anblick. Er trug weder Schnurrbart noch Backenbart, und doch hatte sein Gesicht etwas Martialisches und sein Wesen etwas Militärisches.

Das Sprüchwort, welches behauptet, im Barte liege die Kraft des Ausdruck's, spricht oft die Unwahrheit.

Sahet ihr schon jene schönen Büsten von Julius Cäsar und dem ersten Napoleon? In beiden Köpfen spricht sich entschieden das Genie des Feldherrn aus und doch trägt keiner von beiden einen Bart.

Robert nahm den Hut ab, als er der Dame seinen Arm gab, und zeigte so seine hohe, mächtige Stirn, auf welcher eine breite Narbe sichtbar wurde, die wie ein bläulicher Streif über die ganze Breite der Stirn hinlief und dem Gesicht einen fremdartigen Ausdruck verlieh.

Der Fremde war hochgewachsen und wohlgebildet in allen Verhältnissen seines Körpers, Kraft des Willens und

des Körpers verriethen sowohl seine Gestalt als auch seine Bewegungen.

Schwer zu schildern ist der Ausdruck seines Auges. Wer seinen Charakter kannte, hätte vielleicht gesagt: es gleiche einem Abgrunde, in dessen Tiefe das wärmste Gefühl und die unendlichste Hoffnung ruhe.

Naturen solchen Schlages ist Nichts unmöglich: sie sind der aufopferndsten Güte und der unerbittlichsten Rache in gleicher Weise fähig. Sie wagen Alles, unternehmen Alles und ihnen gelingt Alles.

Robert und Lavinia waren dennoch zwei Wesen, die einander lieben, aber auch einander fürchten mußten.

Lavinia's Rückkehr schien erwartet zu sein, denn im Speisezimmer war ein Tisch gedeckt, der Salon war erleuchtet und wohldurchwärmt; das Feuer brannte lustig im Kamine.

Sonderbarer Weise pflegt man die Speisezimmer mit Gelb zu bekleiden oder zu verzieren, was ihnen einen nüchternen, kalten Charakter verleiht. Lavinia's Souper war jedoch in einem reizend geschmackvollen Zimmer servirt, die Wände glichen einem Weingelände, und die lieblichen Blumen hie und da erinnerten an eine Wiese. Die Anmuth dieser künstlichen Laube hob noch das geschmackvolle Meublement, die schönen Porzellan- und Kristallgefäße, die kunstreichen Broncefiguren, die Gold- und Silbergeschirre, in denen sich die Lichtstrahlen vielfach brachen.

Lavinia durcheilte dieses Zimmer mit schnellen Schritten, obwohl sie der Ruhe und Erquickung bedürftig war nach sechzehnstündiger Reise, und der kräftige Duft der

Speisen, das Aroma des edlen Obstes, das in den Fruchtkörben aufgestapelt war, und der Geist der edlen Weine, die der Kellermeister entkorkt hatte, sie zum Genusse aufforderte.

Eine Flügelthür öffnete sich in einen glänzenden Salon; diesen durchschritt Lavinia rasch mit ihrem Begleiter und schlug heftig einen Thürvorhang zurück, durchmaß eiligen Schrittes einen engen Gang, und blieb jetzt zögernd vor einer Thür stehen.

Robert that einen Schritt rückwärts.

Die junge Frau lächelte eigenthümlich.

Sie sah wohl, daß der junge Mann die Empfindung nicht verstand, die sie in diesem Augenblicke bewegte.

„Wissen Sie, wohin ich Sie führe?“ fragte sie.

„In ein stilles Zimmer, wo die Mauern nichts ausplaudern, was ich Ihnen zu sagen habe.

„Sie sind im Begriffe, jenes innerste Heiligthum zu betreten, jenen stillen Zufluchtsort verschwiegener Liebe, den Alltagsmenschen Boudoir nennen.“

Robert machte eine ablehnende Bewegung.

„Sie sind der Erste, der in dieses Zimmer Einlaß erhält, Robert, und sollen auch der Letzte sein,“ sagte die junge Frau mit ernstem Ton. „Ich hoffe aber — ja ich wünsche, ich will es — Sie dann nie mehr zu sehen, zu sprechen.“

„Keiner von uns ist Herr des Schicksals,“ entgegnete Mortlock, „gesetzt Sie fliehen mich, und Länder und Meere liegen zwischen uns, so kann doch das mächtige Gebot der

Pflicht noch einmal, wie heute, mich zwingen Ihren Weg zu kreuzen."

„Lieben Sie mich denn, Robert?" fragte die junge Frau mit einem Tone, in dem sowohl Spott, als auch ein anderes, unerklärbares Gefühl zu liegen schien.

Mortlock zögerte.

Lavinia erbleichte und zitterte.

Robert drückte heftig seine Hand auf die Augen, er erbebte — aber schnell wurde er wieder Herr seiner Gemüthsbewegung, und erschien ernst und ruhig. Endlich sprach er:

„Madame, ein Verliebter würde zu solcher Frage schweigen, ein Dummkopf eiligst ja sagen . . ."

„Und Sie?"

„Ich sage nein."

„Unverschämter!" knirschte Lavinia.

„Lavinia! Lavinia!" flüsterte Robert und ergriff die marmorkalte Hand des jungen Weibes, „ich darf Ihnen ein tiefes, heiliges Gefühl, eine Hingebung ohne Grenzen widmen, aber nur in dem Sinne, wie der Bruder für seine Schwester, der Vater für seine Tochter empfindet. Mein Leben gäbe ich leichtlich hin, das Ihre damit zu erkaufen, doch als Liebende uns angehören dürfen wir nie, das ist gegen den Willen Gottes. Es ist kein Band des Blutes, ein dunkles Schicksal zwingt uns, einander zu fliehen. Alles ist uns zu thun erlaubt, für oder gegeneinander, die Liebe allein ist ausgeschlossen — bedenken Sie das wohl."

„Wer sind Sie denn? Woher kommen Sie? Wohin gehen Sie? Mann des Geheimnisses!“

„Wer ich bin? der Ausgestoßene ... Woher ich komme? Aus dem Lande der Schmerzen! Wohin ich gehe? Zur Hingebung, zur Aufopferung.“

Roberts Stimme trug bei diesen Worten einen Ausdruck von Traurigkeit, von Ergebung, der Lavinia tief ergriff.

Sie öffnete die Thüre ihres Boudoirs, um die Erregung zu zerstreuen, die sich ihrer zu bemächtigen drohte; trat rasch und schweigend in das Zimmer, setzte sich zum Kamin und schürte das Feuer, räumte verschiedene Dinge zur Seite mit ungeduldiger, fieberischer Hast, und warf sich endlich in einen Fauteuil, den Kopf in die Hand gestützt.

Robert Mortlock stand schweigend vor ihr, er war wieder ruhig geworden, sein Auge blickte kalt und streng.

„Ich muß mit Ihnen sprechen, Madame,“ fing er mit ernstem Tone wieder an, „ich bitte Sie, mich anzuhören.“

„Sprechen Sie.“

„Sie kommen aus Italien.“

„Was macht das Ihnen?“

„Sie verließen Florenz, Ihre Heimath, denn Sie brüten finstere Thaten, unversöhnlichen Haß.“

„Was wollen Sie damit sagen?“ fuhr Lavinia entsetzt auf.

„Lavinia, Sie wollen an einer ganzen Familie rächen, was ein Mitglied derselben an der Ihrigen verbrach. Ich aber habe dieser Familie gewidmet, was mir Gott an

Kraft und Energie verliehen hat. Lavinia, wohl ist es unersetzlich, was man Ihnen geraubt, dennoch flehe ich Sie an, geben Sie Ihre Rachepläne auf. Womit kann ich Sie entschädigen? Wollen Sie ein Vermögen? Ich biete es Ihnen an. Eine Sühnung? Ist nicht schon eine furchtbare, blutige Sühnung geübt worden?"

„Ihr Vermögen? Unsinniger!" rief Lavinia mit ihrem stolzen Tone, „ich besitze selbst zwei Millionen, die Sühnung ... Glauben Sie denn, ich sei damit zufrieden, daß der Verbrecher bestraft ist? Wer wird hier etwas ausgleichen können?"

„Ich."

„Sie? wer gab Ihnen diese Mission?"

„Ich nahm sie selbst."

„So hören Sie die Geschichte jener Familie, der Sie Ihren Schutz angedeihen lassen, und welche ich mit dem blutigsten Hasse verfolge."

Sie zeigte gebieterisch auf einen Fauteuil.

Mortlock ließ sich nieder, und seufzte tief auf aus innerlichst zerrissenen Seele.

Lavinia preßte beide Hände auf ihre Stirn, als wollte sie den dumpfen Schmerz ersticken, den die Erinnerung an die Vergangenheit, das Auftauchen schrecklicher Bilder, ihr verursachte.

Als sie die Hände sinken ließ, waren ihre Züge entstellt, ihre Augen düster; ihre Lippen zitterten.

„Vor fünfzehn Jahren," fing sie mit tonloser Stimme an, „lag in dem Departement de l'Hérault, nicht weit von

Montepellier, eine reizende Villa, eine Art Heilanstalt, die der Doctor Delbos leitete."

Robert schien heftig bewegt bei diesem Namen.

Lavinia war zu lebhaft mit ihrer Erzählung beschäftigt, um den Eindruck zu bemerken, den ihre Worte hervorbrachten.

„Die Umgebung der Villa des Doctors war reizend. Links und rechts erstreckte sich eine Reihe bewaldeter Hügel; ein schmales tiefes Thal führte auf der anderen Seite der Gebäude hinab und ließ den Fluß Lez, der es durchströmte, bald als hellen Spiegel schimmern, bald in dunklen grünen Schluchten verschwinden. Von der Villa gegen die Hügel führte ein englischer Park, dessen dunkle Alleen dem Walde sich anschlossen, dort stand ein alter, zerfallener Thurm, auf den Hügeln hier und da Ruinen.

„Im Parke befanden sich zwei Gartenhäuser, das eine mit dem andern durch einen Gang zwischen Rosenhecken verbunden, so daß das Haus des Doctors und die beiden Gartenhäuser die Winkel eines Dreiecks bildeten, dessen Mittelpunkt eine Mineralwasser-Quelle war, mit eisenhältigem, sehr kaltem Wasser.

„Die angenehme Lage von Montpellier, die so eben beschriebene reizende Landschaft, die Mineralquelle, der Ruf des Doctor Delbos — Alles das zog verschiedene Fremde dahin, die den Winter dort zubrachten.

„Meine Familie stammt aus Florenz, das wissen Sie, ich verlor meinen Vater, den Grafen Nicolosi, schon im Jahre 1839, als ich zehn Jahre alt war. Meine Mutter war außer sich vor Schmerz und eilte die Stadt

zu verlassen, die ihr ganzes Glück ihr geraubt hatte. Wir reisten nach Frankreich. Meiner Mutter schwankende Gesundheit zwang uns, in Montpellier Aufenthalt zu nehmen. Nach wenigen Tagen befanden wir uns schon in der Villa des Doctor Delbos.

„Ein Jahr lang lebten wir in der Stille dieses ländlichen Aufenthalts, der dem bekümmerten Herzen meiner Mutter wohl zu thun schien. Ich war glücklich; meine Zeit ward ausgefüllt durch kindliche Spiele und die Liebkosungen meiner Mutter. Ein wenig älterer Bruder theilte mit mir die Verehrung, die wir der Mutter widmeten, und ein alter Hofmeister bildete unsere jungen Geister.

„So lebten wir in Frieden bis zum Anfange des Jahres 1841, wo wir die Villa des Doctor Delbos verlassen sollten. Unsere Vorbereitungen waren schnell getroffen. Wir dankten dem Doctor mit Wärme für die Sorgfalt, mit welcher er meine Mutter behandelt hatte. Sie selbst rief aus, im überströmenden Gefühle der Dankbarkeit:

„Doctor, Ihnen verdanke ich mein Leben!"

„Entsetzlicher Hohn lag in diesen Worten, denn der Doctor brütete schon über einen Mordanfall."

Lavinia hielt inne, so heftig war die Erschütterung in ihrem Innern.

Mortlock war leichenblaß, kalter Schweiß perlte auf seiner Stirne.

„Ich will Ihnen das blutige Drama aus meiner Kindheit bis in's Einzelne deutlich machen. Lange Zeit

litt meine Seele schwer, unter diesen schrecklichen Erinnerungen, träumte ich nur von Mord und Hinrichtung, und scheuchten mich thörichte Schreckbilder aus jeder Einsamkeit.

„Am Morgen des dritten Februar sollten wir aufbrechen; wir wollten zurück nach Florenz. In Cette wollten wir uns nach Livorno einschiffen. Den ganzen Tag vorher war das Wetter schön gewesen, aber gegen Abend erhob sich ein schwerer, feuchter Wind vom Meere her, der dunkle Wolken heraufjagte. Sie hörten vielleicht nie den Südwind im südlichen Frankreich; er heult so schauerlich, daß man tiefsinnig davon werden könnte. Gegen eilf Uhr brach das Unwetter in voller Wuth aus. Ich zitterte in meinem Bette. Die umliegenden Hügel vervielfältigten das furchtbare Rollen des Donners, der Regen schlug an die Fenster. Ein solches Unwetter in der Nacht ist dem Verbrechen gelegen; der Lärm in der Natur übertönt das Geschrei, den Jammer, das Röcheln seiner Opfer.

„So jung ich auch war, hielt mich doch die Furcht wach bei dem entsetzlichen Naturschauspiele. Die düstern Erzählungen der Anna Radcliffe fielen mir ein, mein Herz klopfte in Angst und Schrecken. Endlich siegte doch die Müdigkeit und ich entschlief.

„Plötzlich erweckte mich ein entsetzlicher Schrei — ein zweiter, dumpfer, röchelnder Schrei ertönte — ich lag starr vor Schreck und wagte nicht zu rufen, kaum zu athmen. Es war die Stimme unseres alten Dieners, die so entsetzliche Töne ausstieß. Da erschienen am Fenster, das sie erstiegen, zwei maskirte Männer, der eine trug eine La-

terne die ihr Licht auf das Bett meiner Mutter fallen ließ. Diese hatte sich halb aufgerichtet, bleich und erschrocken starrte sie die beiden Gestalten an und wußte nicht recht, war es Traum oder Wirklichkeit.

„Ein dumpfer Schlag erfolgte, ein heiserer Schrei: meine Mutter fiel in das Bett zurück. Der Doctor Delbos selbst — ich erkannte den Elenden trotz seiner Maske, trotz meines Schreckens — schlug meiner Mutter mit einem Hammer den Schädel ein. Sein Eifer und seine Wuth rührten wahrscheinlich von seiner eigenen Angst und Feigheit her.

„Indessen riß der andere Maskirte, des Doctors Gehilfe, meinen Bruder aus dem Bette, worin er sich verkrochen, schleifte ihn an der Erde bis zur Mitte des Zimmers und warf ihn auf den Parquetboden nieder, indem er mit der andern Hand ein Messer erhob, das schon vom Blute unseres Dieners gefärbt war.

„Erbarmen Sie sich!“ flehte mein Bruder. „Thun Sie mir kein Leides, tödten Sie mich nicht, wie Sie meine Mutter getödtet haben!“

„Er schluchzte, seine Zähne schlugen vor Angst aufeinander, sein ganzer, kleiner Körper wand sich und zitterte convulsivisch.

„Die Thränen des Kindes rührten diesen Elenden nicht.

„Ich war fast wahnsinnig in diesem Moment.

„Ich sah, wie das Messer in die Brust meines Bruders drang, das Blut hervorspritzte, das Haupt des zarten Kindes sich sterbend neigte, der letzte Seufzer seinem

bleichen Munde entfloh, seine ausgebreiteten Arme erstarrten — Alles verschwamm in einer rothen Wolke vor meinen Augen.

„Ich stieß ein herzzerreißendes Geschrei der höchsten Angst aus.

„Die beiden Mörder hatten ihr entsetzliches Werk vollbracht, ein Opfer fehlte noch, das war ich. Sie wendeten sich zu mir; ich sah, wie ihre schrecklichen Augen auf mir ruhten. Delbos wendete sich an seinen Gehilfen und zeigte verächtlich mit dem Finger auf mich, indeß er sich an einen Schreibsecretär machte, in welchem er das Gold, die Edelsteine und Werthpapiere vermuthete, die wir besaßen.

„Mit geübter Hand erbrach er das Schloß, indeß der Mörder meines Bruders, überströmt vom Blute seiner beiden Opfer, sich nun zu der letzten Mordthat bereitete.

„Der Himmel hatte mich jedoch mit eigenthümlicher Energie begabt; ich zeigte in dieser Nacht, wessen ich fähig war. Ich hockte in einer Ecke des Zimmers, von Angst gebannt, doch nicht gelähmt. Der Mörder kam auf mich zu, ich sah seinen unmenschlichen Blick, seine blutigen Hände, sein gehobenes Messer — ich flehte nicht um Erbarmen. Meines Bruders Flehen hatte dies blutgierige Unthier nicht gerührt. Das Fenster stand noch offen, es war dicht bei mir, ich sprang hinaus, ohne an die Höhe zu denken.

„Der Mörder stieß einen schrecklichen Fluch aus. Ich schrie nicht, um keine Aufmerksamkeit auf mich zu ziehen,

ich glaubte in jedem Schattenwinkel Mörder zu sehen, ich lief in höchster Angst, ich flog durch die Alleen des Parkes nach dem freien Felde zu, nur weit, weit von dem entsetzlichen Orte, wo ich Alles verloren hatte.

„Den ganzen Rest der Nacht, den ganzen Morgen setzte ich meine unsinnige Flucht auf unbekannten Wegen fort, bleich, außer Athem; mein Haar flatterte im Winde. Die Leute, die mich im Vorüberlaufen ansahen, schüttelten verwundert die Köpfe; Einige riefen mich an, Andere wollten mich festhalten und die Ursache meiner Flucht erfragen.

„Mir aber schienen das Alles drohende Reden zu sein, in Jedem sah ich einen Mörder meiner Mutter. Ich bebte zurück und schrie auf in meiner Angst — und die Leute ließen mich weiter laufen.

„So ging ich den ganzen Tag fort, beständig gehetzt durch den Gedanken an das Blutbad, in dem auch ich hätte fallen sollen.

„Gegen Abend brachen meine Knie zusammen, es summte mir in den Ohren, mein Athem pfiff, meine Brust keuchte, mein Mund brannte wie Feuer, die Augen vergingen mir.

„Es wurde Nacht um mich; ich fühlte, wie ich im Schweiße lag und es war mir, als sänke ich tief und tiefer.

„Ich hatte zehn Stunden Weges zurückgelegt.

„Ich wäre vermuthlich gestorben, hätten nicht Vorübergehende mich aufgehoben und in ihre Hütte getragen. Es waren ehrliche Bauern, brave Leute, die mir alle die

Sorgfalt widmeten, die sie ihrem eigenen Kinde hätten angedeihen lassen.

„Sechs Monate lang kämpfte ich zwischen Leben und Tod.

„Endlich siegte mein kräftiger Körper, meine Jugend über den Tod — aber ich war wahnsinnig geworden. Mein noch schwacher Verstand hatte die entsetzliche Catastrophe nicht überlebt, die mich zur Waise machte.

„Ich übergehe kurz die Zeit meines Aufenthaltes bei den Bauern, die mich barmherzig aufgenommen hatten. Lange Zeit blieb meine Vernunft in Fesseln. Man nannte mich im Dorfe nur die Närrische, oder die Blödsinnige, oder das Findelkind. Die Kinder von meinem Alter schlugen mich und warfen mich mit Steinen, ich war in Lumpen gekleidet, mit Schmutz bedeckt, ich lebte von den gröbsten Nahrungsmitteln und wurde zu den gemeinsten Arbeiten verwendet — ich, eine Gräfin, an die zarte Pflege und die Liebkosungen einer zärtlichen Mutter gewöhnt, in Luxus und Eleganz auferzogen!

„Glücklicher Weise schloß meine Geistesverwirrung mir das Auge für mein Elend, und ließ ebenso wenig die Erinnerung an meine frühere Existenz auftauchen.

„Eines Tages gab es im Dorfe große Aufregung. Es hieß man habe zwei Mörder gefangen, die schon mehrere Verbrechen verübt hätten, und sie seien zum Tode verurtheilt worden. In Montpellier sollte das Schaffot für sie errichtet werden.

„Diese blutigen Strafgerichte erregen das unaufgeklärte Volk ganz besonders. Auf allen Wegen wimmelte

es bald von Wanderern, die die beiden Verbrecher in Montpellier unter dem Beile des Scharfrichters fallen sehen wollten.

„Die Familie, die mich aufgenommen hatte, ging auch zu dem Schauspiele — ich folgte gedankenlos nach.

„Die ganze Nacht wurde durchwandert, bis wir am Morgen, gegen fünf Uhr, das furchtbare Gerüst vor uns sahen.

„Die Menge umstand schon das Schaffot in festen Reihen, dennoch gelang es uns, einen Platz zu finden, wo wir jeder Scene des entsetzlichen Schauspiels genau folgen konnten.

„Ein dumpfes Murren verkündigte uns, daß die Verurtheilten herannahten. Ich sah, wie sie wankend das Schaffot bestiegen, in meiner Stumpfheit betrachtete ich ohne Theilnahme die aufgeregte Menge, die bleichen Züge der Verbrecher, die finstern Gesichter der Scharfrichter.

„Die Menge war bunt gemischt, besonders in Hinsicht auf den Ausdruck der Gesichter: auf vielen stand die rohe Gemeinheit zu lesen, auf einigen ein ironisches Lächeln, manche waren bleich vor Entsetzen. Von den Frauen fielen einige in Ohnmacht, andere lachten, die ganze Stufenleiter der menschlichen Gefühle war hier vertreten. Manche sprachen über die Haltung der Verbrecher, viele weinten.

„Ich fühlte nichts von alledem.

„Plötzlich stieß ich einen entsetzlichen, rauhen Schrei aus.

„Er ist es! Er!" schrie ich, und zeigte auf einen der Verurtheilten.

„Mein Gesicht war entstellt, meine Augen quollen aus ihren Höhlen, ich fiel in Krämpfen nieder.

„Ich hatte den ersten der Mörder erkannt, als er sein Haupt unter das Beil legte: er war der Mörder meiner Mutter, der Doctor Delbos."

Mortlock fuhr bei diesen Worten von seinem Sitze empor und stürzte verstört der Thüre zu, als könne er die Erzählung Lavinia's nicht weiter hören, als wolle er den gräßlichen Bildern entfliehen, die sie vor seinem Geiste wachrief.

Aber die junge Frau faßte ihn heftig am Arme und rief:

„Sie müssen mich bis zu Ende anhören! Der Mörder war gefallen, die Manen seiner Opfer zu sühnen. Aber die Folgen seiner Thaten waren dadurch nicht zerstört.

„Die heftige Erschütterung meines ganzen Wesens gab mir den verlornen Verstand wieder.

„Seit drei Jahren war ich wahnsinnig; diese drei Jahre waren durch nichts ausgefüllt, sie bildeten eine Lücke in meinem Dasein.

„Jetzt kehrte die Erinnerung an meine Jugend zurück, die ganze Welt meiner Vergangenheit, das Glück meiner Kindheit tauchte nach und nach hervor, da die Schleier meines Geistes wie Morgennebel zerrissen.

„Jetzt wurde ich meines Elends, meiner Verlassenheit, meiner Entbehrungen bewußt!

„Stolz, ehrgeizig, gebieterisch, voll wilder Neigungen schuf mich die Natur — und als mein wahres Wesen aus dem Dunkel der Vergessenheit auftauchte, fand ich mich in Lumpen wieder; ich, in meiner Kindheit der Gegenstand zärtlichster Sorgfalt, nagte jetzt an einer harten Brotrinde und hütete das Vieh meiner Wohlthäter.

„Vier Jahre noch ertrug ich dies rauhe Leben, ungeduldig nach Erlösung schmachtend, denn stets gedachte ich des glänzenden Daseins, das mir geraubt worden war.

„Eines Morgens verließ ich heimlich die bescheidene Hütte, die mir so lange Schutz gewährt hatte; die braven Leute, die mich gepflegt und erhalten hatten; ohne Reue, ohne Thränen. — Sie sehen wohl, daß ich kein weiches Herz habe. Ich wanderte fort, ohne ein eigentliches Ziel, in die weite Welt, Vermögen und Rang mir wieder zu erobern.

„Ein Name lag mir im Sinn: das Ziel aller jungen Ehrgeizigen, der Magnet für alle sehnenden Herzen, ein verhängnißvoller Name, einem Abgrunde gleichbedeutend — Paris!

„Ich folgte diesem verlockenden Sterne und erreichte Paris, ich lief in den Strudel des Verderbens.

„Hunger und Verzweiflung warfen mich schon nach drei Tagen dem Laster in die Arme.

„Jetzt war ich verloren, Robert, verloren!

„Delbos, dieser Elende, hatte mir nicht allein Mutter, Heimat und Vermögen geraubt, er weihte auch meine Seele dem Verderben.

„Ich bin reich, Robert, ich heiße Baronin Osnack, weil ein thörichter Greis mich heiratete und mir sein Vermögen hinterließ.

„Ein unbescholtener Mann wie Sie, kann weder mich lieben, noch mich achten oder mir seinen Namen geben, denn ich war einst eine Verlorene.

„Wehe, wehe dem Sohne dieses Delbos, wehe der Tochter des Guillotinirten; ihr Vater hat seine Schuld noch nicht verbüßt!“

Lavinia stand drohend, mit ausgestrecktem Arme, ihre Augen leuchteten düstern Haß, die Energie der Rache sprach aus ihrer furchtbar schönen Erscheinung.

Mortlock wich zurück wie vor einer Furie.

Schnell besiegte er jedoch sein Erschrecken und sagte mit bewegter Stimme:

„Sie glauben, die Kinder des Unglücklichen haben noch nicht genug gelitten? Sind sie nicht von der Welt verstoßen, tragen sie nicht den Namen ihres Vaters wie ein Brandmal auf der Stirne? Blut klebt an diesem Namen, Schande in ihrer Familie macht sie des inneren Glückes verlustig und die Welt stößt sie mit Abscheu zurück — was wollen Sie noch mehr?“

„Was ich will? Hören Sie nur weiter. Seltsame Gerüchte, unerklärbare Verbrechen, die Stimme des Volkes, die oft einen sichereren Instinkt hat, als die Polizei — lenkten endlich die Aufmerksamkeit der Richter auf die Villa des Doctor Delbos. Sie erlangten bald Gewißheit, daß dort der Thäter zu suchen sei. Die Villa wurde mit

Soldaten umzingelt und die Polizei drang ein, Delbos zu fassen.

„Dieser saß in einem kleinen Salon, im Kreise seiner drei Kinder. Julius, der älteste, war ein junger Marine-Officier, Albert, der zweite, war eben von Paris mit dem Diplom als Doctor der Medizin gekommen, Louise, damals ein fünfzehnjähriges Mädchen, war strahlend an Schönheit und Geist.

„Inmitten dieser glücklichen Vereinigung erschien unerwartet, wie das Unglück, die Verhaftung des Doctors.

„Die drei jungen Leute fingen endlich an, ihr Unglück zu begreifen, als sie hörten, was ihr Vater begangen habe; als sie nun das Erbleichen und die Verwirrung des Mannes sahen, welchen sie bisher geliebt und verehrt hatten.

„Das junge Mädchen fiel bewußtlos zu Boden.

„Albert sprang aus dem Fenster und entfloh dem väterlichen Hause, das fortan ein vervehmtes war.

„Julius ergriff eine Pistole, führte sie an seine Schläfe und machte so seinem fortan verödeten Leben wahrscheinlich ein Ende.

„Ich sage wahrscheinlich; denn man hatte den Schuß gehört und den Jüngling in seinem Blute liegen gesehen; sein Tod aber stand nirgends verzeichnet und man hörte von keinem Begräbniß.

„Seine Schwester wird ihn wohl still zur Erde bestattet haben.

„Der Eine ist demnach todt, er entkam meiner Rache, aber Albert Delbos. —“

„Wissen Sie, was aus ihm geworden ist?" fragte Robert angstvoll.

Lavinia lächelte hohnvoll und sagte mit schneidendem Tone:

„Soeben sagten Sie mir, die Kinder des Hingerichteten trügen schwer an ihrem geächteten Namen — kennen Sie denn nicht den Doctor Sylvanes, den Liebling der Pariserinnen, den sie den Frauen-Arzt nennen? Sehen Sie, man hält sich zehn Jahre in Amerika auf, die Zeit verändert Alles — man kehrt unter falschem Namen zurück — so erlangt man Wohlleben, Vermögen, Ehren und Ansehen! Dieser aber entkommt mir nicht."

Mortlock schauderte.

„Louise Delbos aber. . . ."

„Sie hat sich in den Schutz der Kirche geflüchtet und Gott wird sie beschützen."

„Wollen sehen! Der Teufel ist schlauer!"

„Sind Sie der Böse in Person?"

„Nein, aber ich habe einen Teufel in meinen Diensten."

„Wie heißt dieser Teufel?" fragte Robert mit düsterem Tone.

„Er hat drei Namen, man nennt ihn Schönheit, Geist, Gold!"

„Und er ist weiblichen Geschlechts," fügte Mortlock mit gezwungenem Lachen hinzu.

„Eben darin liegt seine Stärke."

„Doch gibt es Mächte, die die bösen Geister überwinden: die strenge Redlichkeit, die liebende Hingebung, die Tugend und — Gott!" erwiederte Robert begeistert.

„Robert! stellen Sie sich nicht in meinen Weg, lassen Sie meine Rache ungehindert ihr Werk vollenden," rief Lavinia. „Dieser falsche Sylvanes strebt nach Besitzthum, nach Ehren — sie sollen ihm werden in ungehofftem, unermeßlichem Umfange, er soll sie erreichen auf den verschiedensten Wegen, namentlich durch Verbrechen, wie sein Vater; wenn er aber dann auf dem Gipfel angelangt ist, so stürze Alles in Trümmern zu seinen Füßen. Dann werde ich der Welt sagen: Sehet, dieser Elende, dieser gemeine Schurke ist Albert Delbos, ist der Sohn des Mörders meiner Mutter, der Sohn des Hingerichteten."

„Unglückliche!" rief Mortlock und verhüllte sein Antlitz.

„Louise, die junge Nonne, pflegt jetzt Kranke und Unglückliche; sie ist glücklich in ihrer Aufopferung, zufrieden durch ihre Thätigkeit; ihr Gewissen verleiht ihr die Ruhe des Gemüthes — und hört sie wohl einmal mit Abscheu und Verwünschungen von ihrem Vater sprechen, so hüllt sie sich in die fromme Reinheit ihres Herzens, hebt ihre Augen zum Himmel und fühlt sich als „Schwester Louise" geehrt, geachtet im Schutze Gottes. — Robert, auch sie muß ein verlornes Geschöpf werden, wie ich es war, sie muß mit der Verachtung der Menschen beladen und von Gott verlassen ihren Weg gehen, wie ich selbst; ich verachte und verabscheue mich selbst."

„Entsetzlich!" rief Robert aus. „O Gott, ich vermag Nichts gegen dieses Weib, diese Lavinia, zu thun, ihr Leben ist mir heilig! Albert, Louise, für Euch vermag ich Alles, Gott helfe mir Euch zu beschützen! Wir sehen uns

wieder, Lavinia!“ schloß Robert und eilte das Boudoir der jungen Frau zu verlassen.

„Wehe auch Ihnen, wenn Sie meine Pläne kreuzen wollen!“

„Sie wissen wohl,“ sagte Robert mit ergreifendem Ausdruck, daß Gold oder Schönheit meine Seele nicht verlocken! den Tod fürchte ich nicht.“

Er ging.

„Welch ein seltsamer Mann!“ sprach Lavinia zu sich, und senkte ihr Haupt, „woher kam er? was ist sein Ziel? und woher seine lebhafte Theilnahme an des Mörders Familie? Ich kenne diesen Mann nicht, ich verstehe ihn nicht; dennoch liebe und hasse ich ihn zu gleicher Zeit, ich trotze ihm und er verschüchtert mich!

„Wäre er das Hinderniß auf meinem Lebenswege? wäre er mein Verhängniß?“

Lavinia schüttelte heftig den Kopf, um die düsteren Gedanken zu bannen und riß heftig an einem Glockenzuge.

Petrella erschien.

„Kleide mich an,“ befahl die junge Frau.

„Um diese Stunde?“ fragte die erstaunte Zofe.

„Ich gehe in die Soirée.“

„Um ein Uhr Morgens?“

„Es wird die ganze Nacht getanzt werden.“

„Madame werden sehr ermüdet sein, diese Reise. . .“

Lavinia stampfte mit dem Fuße.

„Ich sage Dir, ich gehe auf den Ball. — O Robert,“ flüsterte sie leiser — „Dir gegenüber muß ich meine Pläne eilig in's Werk setzen.“

Eine halbe Stunde später betrachtete sich Lavinia in einem herrlichen, großen Spiegel. Geschmückt, glänzend stand sie da und lächelte sich zu — der feine Fuß, der graziöse Wuchs, die blendenden Schultern, die glänzenden Augen — sie war ein unwiderstehliches Weib.

„Wenn Herr Mortlock Sie in diesem Augenblick sähe!“ sagte die Zofe mit ungeschickter Bewunderung.

„Wenn Mortlock mich sähe,“ sagte das prächtige Weib mit seltsamem Ausdrucke, „so würde er zittern!“

Zwei Minuten später bestieg sie eilig ein elegantes Coupé und rief dem Groom, der die Wagenthüre aufriß, nachlässig den Namen: „Marquise de Jarcieux“ zu.

Der Unterschied zwischen dem Frauen-Arzt und dem Damen-Arzt.

Am Abende des 21. November war eine aristokratische Gesellschaft bei der Marquise de Jarcieux versammelt. Verschiedene Elemente vereinigten sich hier zu einem anmuthigen Ganzen, einige Familien von altem Adel, berühmte Männer der Literatur, der Wissenschaft, der Künste, einige hochgestellte Juristen und Finanzmänner trugen auf verschiedene Weise zum Glanze des Abends bei. Geistreiche junge Leute, hübsche lebhafte Damen machten diese Soiréen zu den gesuchtesten und beliebtesten.

Sie waren vornehm und elegant, aber dennoch unterhielt man sich dort gut.

Die Gesellschaften der Marquise de Jarcieux machten eine glückliche Ausnahme, denn gewöhnlich sind die Cirkel der vornehmen Welt äußerst langweilig in dieser Zeit der falsch verbrämten Sitten, wo Alles falscher Schein und Heuchelei ist. Schicklichkeit und feiner Anstand schloß ein liebenswürdiges Sichgehenlassen nicht aus; der Freiheit des guten Geschmack's, den allen heiteren und reizenden Gaben der Menschen erlaubt, sich in glänzenden Farbenschimmer zwanglos zu entfalten.

Die Marquise bewohnte ein reizendes Haus in der rue Beaujon. Die Baukunst unserer Zeit ist weder großartig und monumental, noch besonders reich in ihren Verzierungen, aber sie sorgt für bequeme und anmuthige Benützung der inneren Räume.

Um eilf Uhr Abends drängte sich Wagen an Wagen in der rue Beaujon. Nicht alle Equipagen trugen glänzende Wappen, aber allen entstiegen elegante Gäste.

Gegen ein Uhr war die Gesellschaft vollständig, die Salons erstrahlten im vollstem Glanze.

Die Marquise de Jarcieux war eine herrliche Blondine; lebhaft an Empfindung, unternehmend an Geiste — ihre dunkeln Augenbrauen hoben sich von dem zarten Teint ab, und verliehen den tiefblauen Augen einen Reiz mehr.

Sie besaß den feinen Tact, der für Jeden in der Gesellschaft einen Blick, ein Wort hat, die Schüchternen ermuthigt, bescheidene Talente hervorhebt.

Es war ein Uhr, die Gräfin Lascioli wurde eben angemeldet.

Alle blickten der Ankommenden entgegen, die Marquise selbst eilt sie auf das Liebenswürdigste zu empfangen. Beide Freundinnen contrastiren eigenthümlich miteinander. Die Marquise läßt sich gern an der Gräfin Seite sehen, denn ihr zarter Teint hebt sich noch mehr gegen das brünette Gesicht der Letzteren mit großen, schwarzen Augen und feinen Zügen. Blanche de Lascioli ist eine Witwe von dreißig Jahren. Sie geht langsam und beschwerlich und scheint zu leiden. Unter dem künstlichen Roth ihrer Wangen meint man deren bleiche Farbe sehen zu können und doch ist das Gesicht noch immer schön.

„Zuerst meinen Dank für die reizende Ueberraschung, dann aber muß ich Dich ausschelten, daß Du in Deinem Zustande auf den Ball gehst!“ sagte die Marquise zu Blanche.

„Lasse mich nur schnell niedersetzen, ich leide.“

„Noch jetzt müssen unsere elegantesten Damen Dich um Deinen Wuchs beneiden. Denke nur auch an das Kind, das wir mit Dir ersehnen!“

„Ich litt zu Hause entsetzliche Langeweile, theure Julia! Warum gibst Du auch so amüsante Soiréen und ziehst alle unsre Freunde an Dich!“

„Ich bekenne mein Unrecht, aber wenigstens wirst Du nicht tanzen, hoffe ich.“

„Das wird sich von selbst machen, ich sehe abscheulich aus, die jungen Leute werden sich vor mir fürchten.“

„Ich sehe schon, Du wirst mir Streiche machen, und

Dich fortreißen lassen von Allen, denen Du die Köpfe verdrehst."

Unter ähnlichen Plaudereien saßen die beiden Damen eine Zeitlang auf dem Sopha des größten Salons.

Im entgegengesetzten Winkel saß eine kleine Gesellschaft, die beiden Freundinnen beobachtend.

Ein tüchtiger Advokat mit glänzendem Rednertalent, ein Notar, der sich in jedem Zirkel beliebt zu machen wußte, ein junger adeliger Cavallerieoffizier, schön, intelligent und tapfer und der Redacteur einer Zeitung, der den Classikern und den Damen seine Huldigungen widmete — saßen hier beisammen — in ihrer Mitte die Baronin Lavinia, die noch vor einer Stunde Robert Mortlock so sonderbare und schreckliche Dinge erzählte.

„Finden Sie nicht," sagte der Offizier, „daß die Gräfin Lascioli ungewöhnlich blaß ist?"

„Das macht ihr Zustand," antwortete die Baronin.

„Sie erklären ihre Blässe auf sehr prosaische Weise," warf der Advokat ein.

„Wenn ich Ihnen sage, daß dieser Zustand ihr das ganze nicht unbeträchtliche Vermögen ihres verstorbenen Gatten sichert, so finden Sie das vielleicht schon poetischer."

„Eine Million hat allerdings etwas Poetisches an sich," bemerkte der Journalist.

„Die Verwandten des Grafen wenden dagegen ein, daß die Gräfin seit mehr als neun Monaten bereits Witwe ist," sagte der Notar.

„In einigen Tagen werden wir erfahren, meine

Herren, ob das Kind der Frau von Lascioli den Grafen beerben wird," schloß der Advokat.

„Es wird erben," bestätigte Lavinia.

„Glauben Sie?" fragten die Herren einstimmig.

„Die Gräfin hat zu viel Verstand, sie wird sich die reiche Erbschaft nicht entgehen lassen."

„Ich glaubte, in diesem Falle könne der Verstand die Tugend nicht ersetzen," bemerkte der Notar.

„Sie sind ein Kindskopf; sehen Sie doch, ein kühner Tänzer naht sich der Gräfin Lascioli und bittet um die Gnade, mit ihr tanzen zu dürfen — sie zögert noch, aber sie wird nicht ausschlagen!"

„Wie können Sie das wissen?" fragte der Offizier naiv.

„Sehen Sie, sie hat angenommen. Ihre Stirn zieht sich zwar in leichte Falten, sie runzelt die Brauen und senkt die Stirn, dennoch ist sie glücklich und läßt sich vom Wirbel des Tanzes fortreißen, sie lächelt und beißt sich dabei auf die Lippen, sie berührt kaum den Boden, hält sich aber mit krampfhaftem Griffe an der Schulter ihres Tänzers. Sie ahnen nicht, wie diese Dame leidet und doch wie glücklich sie ist, denn sie weiß, jetzt wird ihr Kind den Namen und die Glücksgüter des Grafen Lascioli erben."

Der kleine Kreis bebte instinktartig zurück vor Lavinia's scharfen Worten, vor ihrer beißenden Verleumdung.

Lavinia stand auf und verließ mit lächelndem Gesichte die kleine Gesellschaft. Das boshafte Lächeln blieb jedoch von dieser nicht unbemerkt und brachte den entgegengesetzten Eindruck hervor.

Sie ließen Lavinia gleichgültig vorübergehen, blickten der Gräfin voll Theilnahme nach und flüsterten: „Die arme Frau!“

Lavinia ließ sich dadurch nicht stören; sie begab sich zu einer Gruppe junger und schöner Damen, welche ein Schmetterling umflatterte, der für uns bedeutend genug ist, daß wir ihn mit einigen Worten schildern.

Der Schmetterling war ein kleiner, gewandter, gemüthlicher und zierlicher Mann. Er hüpfte mehr als er ging, er ging nur auf den Zehen; sein offenes Herz lag auf seinen lächelnden Lippen, die die weißen Zähne hervorleuchten ließen, er trug ein wohlgepflegtes blondes Backenbärtchen, seine sanften blauen Augen verstanden auch zu leuchten und seine offene Stirne zierte ein kleines widerspänstiges Toupé. Das anliegende Beinkleid zeigte vortheilhaft sein schöngeformtes Bein, sein kleiner Damenfuß war mit einem feinen Tanzschuh bekleidet. Sein Rückgrad war sehr biegsam, seine Bewegungen graziös; wenn er mit einer Dame sprach, so machte er ein Gesicht als ob er Zuckerschaum äße. Die Rede floß von seinem Munde süß wie der Saft aus einem Fruchtbonbon.

Es war der Doctor de Sainte-Feline; an ihn wendete sich jetzt Lavinia.

„Sagen Sie doch Doctor, haben Sie eigentlich Medizin studirt?“

„Ach pfui, wie unangenehm wäre das!“ rief der Doctor aus, „ich will nur das Zarte, das Reizende von dieser allzu ernsten Wissenschaft wissen, ich behandle nur Angenehmes: die hübschen Damen!“

„Er ist der Damen=Arzt!“ sagte ein junger Mann.

„Nerven, Krämpfe, Herzweh, Spleen, Aufgeregtheit, Migraine — das ist mein Terrain.“

„Er ist der Arzt für den Salon,“ spottete ein junger Rival, der eben hinzugetreten war.

„Besser doch immer, als der Arzt für das Vorzimmer,“ warf Sainte=Feline entgegen.

Die Antwort erregte allgemeine Heiterkeit.

„Der Doctor ist Homöopath,“ nahm eine junge Frau das Wort.

„Er kurirt durch die geringste Gabe!“ fügte eine maliciöse Brünette hinzn.

„Auch die Liebe?“ fragte Lavinia.

„Die Liebe ist keine Krankheit, Madame,“ bemerkte der Doctor.

„Doch kann man daran sterben.“

„So gefährliche Liebe gehört nicht zu meinem Fach.“

„Sainte=Feline ist der Arzt der Damen!“ wiederholte eine fünfunddreißigjährige Blondine etwas geziert.

„Ich kenne aber den Frauen=Arzt!“ sagte Lavinia.

„Den Doctor Sylvanes!“ sagte Sainte=Feline verächtlich.

„Es ist ein unangenehmer Mann!“ warf die gezierte Blondine wieder ein.

„Der aber zu heilen versteht!“ fügte ein Anderer hinzu.

„Bah!“ lehnte der Damen=Arzt ab.

„Das ist auch was Rechtes!“ zirpte die Blondine, und sah Sainte=Feline mit schmachtendn Augen an.

„Er versteht auch dem Tode in's Handwerk zu pfuschen," fuhr Lavinia fort.

„Das ist sein Metier," sagte ein Spaßvogel.

„Er hat schon einen bedeutenden Ruf," sprach wieder Lavinia.

„Er ist ein Unglücksrabe!" entgegnete Sainte-Feline. „Er wird nur in desperaten Fällen gerufen, und wo er erscheint, steht schon der Tod unsichtbar neben ihm. Ich aber, meine Damen, fliege nur zu Ihren Diensten, um das leichteste Wölkchen von Unbehagen von Ihren schönen Stirnen zu vertreiben; das kleinste innerliche Leiden aufzulösen, um Ihre Augen in beständigem Glanze, Ihre Lippen in anmuthiger Frische zu erhalten. Ich gebe nie schwarzbraune, bittere, widerliche Tränklein! Ein leichtes Medicament in zierlicher Hülle, ein feines, süßes Pulver in vergoldetem Schächtelchen, ein kleines Cristallfläschchen mit wohlriechendem Extract, thun dasselbe. In den meisten Fällen ist das Herz, das Gemüth, der Geist, der leidende Theil. Ich behandle nur liebenswürdige Schwächen, die eigentlichen Krankheiten überlasse ich Andern, ich gestatte höchstens ein Unwohlsein. Ich befördere Glück und Gesundheit unter meinen jungen Patientinnen und verordne ein Mittel vor allen: die Freude!"

Bei diesen Worten flatterte der Schmetterling davon, die Runde in den Salons zu machen.

Eine Dame redete ihn im Vorübergehen an.

„Sie kommen gar nicht zu mir, Doctor," seufzte sie. „Ich leide sehr."

„Sie sind wirklich ein wenig blaß, Madame."

„Sie erschrecken mich.“

„Nicht doch, es steht Ihnen gut und macht Sie nur noch reizender. Der junge Offizier, der Cousin Ihres Gemals, wird morgen mit seinem Regiment in Paris einrücken. Sehen Sie, ich glaube Sie sind schon in der Besserung, die Farbe kehrt wieder, morgen wird Alles vorüber sein!“

„O, Doctor, Sie verstehen Ihre Kranken zu heilen.“

Die Dame empfahl sich mit strahlendem Antlitz.

Sainte-Feline ging dicht bei der Gräfin Lascioli vorüber; da er jedoch ihre bleichen, angegriffenen Züge sah, wendete er sich rasch ab.

Ein junges Mädchen lächelte ihn schwermüthig an.

„Wie, mein Fräulein, noch immer so melancholisch? „Ich habe Ihrem Herrn Vater zugeredet, ich glaube, er wird jetzt Ihre Hand Herrn von Versac nicht mehr verweigern. Jetzt erröthen Sie! Lassen Sie nur das Herzchen nicht so heftig klopfen, und nehmen Sie die Pillen fort!“

Er eilte weiter — die Gattin eines Banquiers ergriff seinen Arm.

„Sie sind noch in Paris und immer krank?“ frug der Doctor.

„Immer krank,“ klagte die junge Frau.

„Ich glaubte, Sie würden die ganze Wintersaison in Monaco zubringen?“

Die Dame sah den Doctor erstaunt an, ihr Arm zitterte in dem seinigen.

„Ihrem Gemal habe ich versichert, daß ein südliches

Klima zu Ihrer Heilung unerläßlich sei, und seitdem er dieß erfahren, läßt er ein reizendes Landhäuschen am blauen Meeresufer, ganz nahe bei der Villa des Lord Ellis für Sie einrichten. Nächsten Sommer werde ich Sie gewiß frisch und blühend in Baden wiedersehen."

„Wollen Sie sich zurückziehen, schöne Gräfin?" wandte sich der Doctor an eine andere junge Brünette, die ebenfalls kein heiteres Gesicht machte, indessen dem Doctor doch zulächeln mußte. „Ihr Gemal weiß jetzt, welch ein erregbares Nervensystem Sie besitzen, und Sie werden morgen, zum Balle der Fürstin Lesnikoff einen Brillantschmuck erhalten, der Aller Augen auf sich ziehen wird. Ich habe aus der Schule geplaudert, sagen Sie es ja dem Herrn Grafen nicht, und nehmen Sie einige Tropfen von der Goldtinktur!"

In diesem Augenblicke meldete ein Lakai den Doctor Sylvanes.

Ein junger, schöner, jedoch ernster Mann erschien.

Sainte-Fellne fuhr auf, blickte den Ankommenden einen Augenblick an, und entfloh dann auf den Zehenspitzen wie ein verscheuchter Kolibri.

Der Doctor Sylvanes machte ein gewisses Aufsehen in der zahlreichen Gesellschaft.

Einen Augenblick schwieg das Geplauder, stockte der Tanz, als der bleiche Mann mit der ernsten Stirn und den kalten, durchdringenden Augen hinzutrat.

Neugierige Blicke musterten ihn.

Die Männer betrachteten ihn als eine Autorität der Wissenschaft.

Die Damen empfanden eine unbestimmte Furcht vor ihm; sie fühlten wohl, daß er ein ernster Praktiker sei, ein Mann, der sich durch Schminke und ähnliche Toilettenkünste nicht täuschen ließ, dessen Falkenauge keine weitgebauschten Crinolinen belogen, der der Natur und der Wahrheit auf den Grund sah.

Was der Beichtvater für die Seele, ist der Arzt für den Körper.

Nicht allein wies des Doctors stolze Würde jede Vertraulichkeit zurück, auch die Sympathie, die ihm entgegenkam, erstarrte an der düstern Schwermuth in seinen Zügen.

Etwas Verhängnißvolles lag in seinem Ausdruck.

Es gab Momente, in denen sein Auge aufleuchtete, seine Stirn sich aufhellte, wo die Begeisterung seinen lebhaften Geist fortriß.

Seine lebhafte Darstellungsgabe, seine Beredsamkeit erregten dann allgemeine Bewunderung. Plötzlich überlief ihn dann ein Schauder, muthlos fiel er in sich selbst zurück und gab zu der Vermuthung Anlaß, daß ein schreckliches Geheimniß auf seiner Seele laste.

Sein früheres Leben war nicht bekannt; er verdankte die Achtung, die seiner Person überall gezollt wurde, seiner ehrenhaften Handlungsweise und seiner ärztlichen Carriére, die einige glückliche Curen in verzweifelten Fällen aufwies.

Lavinia wurde bleich und erregt, als sie den Namen Sylvanes aussprechen hörte, ihr Auge sandte dem Doctor einen furchtbaren Blitz entgegen.

Bald aber wohnte das Lächeln auf ihrer Lippe, ihre Wangen strahlten wieder und ihre Augen trugen den sanftesten Ausdruck.

Sie war bekannt als Frau von Geist und Sylvanes verstand sich auf dergleichen; er begrüßte sie also eine der Ersten mit wirklichem Eifer.

„Sie kommen zu mir, Doctor?" fing Lavinia an und that, als ob sie erschrecke. „Sie erschrecken mich."

„Fürchten Sie nichts," antwortete Sylvanes mit bescheidener Miene, „meine Kranken sind alle besorgt und Ihre Gesundheit spottet des Arztes."

„Glauben Sie?" antwortete Livinia mit leidendem Ausdrucke. „Ich bin so schwächlich!"

„Ich kenne diese zarten, blonden Naturen, die ein Hauch erschüttert. Sie haben einen eisernen Willen und Ihre Muskeln sind fest und biegsam wie Stahl. Ihnen gegenüber darf der Arzt seine Kunst vergessen."

„So wollen Sie den Doctor ganz ablegen?"

„Ich bitte, mich nur als Weltmann anzusehen."

„Wie Herrn von Sainte-Feline?"

„Sie sind grausam."

„Wie jener junge Offizier, der Sie mit drohenden Blicken betrachtet?"

„Der junge Offizier betet Sie an, und ich würde nie wagen ..."

„Warum nicht? Tanzen Sie?"

„Mit den Großmama's; dazu paßt mein feierliches Wesen am besten."

„So geben Sie mir nun Ihren Arm, wandern wir

durch den Salon und plaudern wir, da wir nicht tanzen können."

„Sie wollen mich in ein Duell mit dem jungen Offizier verwickeln!" sagte der Doctor beim Fortgehen.

„Fürchten Sie ein Rencontre?"

„Sie wissen, Madame, der Arzt erscheint beim Duell nie mit Pistolen oder Degen, stets nur mit seinem Verbandzeug."

„Doctor, ich sagte gestern zu einer Freundin, daß Sie Geist haben."

„Ihnen gegenüber, Madame, ist man stets geistreich."

„So werden Sie also nicht böse werden, wenn ich über Sie sprechen möchte?"

„Ueber mich, Madame?" frug Sylvanes innerlich erschrocken.

„Das scheint Ihnen sonderbar?"

„Ich weiß nicht . . ."

„Ich werde Ihnen neugierig vorkommen."

„Sehr schmeichelhaft . . ."

„Sie heißen Sylvanes? Ich kannte in Amerika . . ."

Der Doctor erbleichte und schwankte bei diesen leicht hingeworfenen Worten.

Tiefer Schreck malte sich in seinen Zügen.

Lavinia lächelte.

Der Doctor faßte sich schnell.

„Wie sagten Sie, Madame?" frug er mit noch ein wenig unsicherem Tone.

„Ich sagte, daß ich in Amerika einen jungen Arzt

kannte, desselben Namens, den sie schou in Ruf gebracht haben. Ist er mit Ihnen verwandt?"

„Ja wohl, Madame, ein Verwandter, ein weitläufiger Vetter."

„Sehr gut, aber welch ein eigenthümlicher Zufall! Er war Arzt wie Sie!"

„Ja, Madame."

„Er hieß Sylvanes, wie Sie."

„Ja, Madame," antwortete der Doctor wieder in peinlicher Unruhe.

„Sein Vorname war Georg, wie der Ihrige."

Sylvanes blieb stehen, ließ Livinia's Arm los und sah ihr durchdringend in die Augen, als wolle er auf dem Grunde ihrer Seele lesen.

Lavinia sah den Doctor groß und verwundert an; aus ihrem Wesen sprach ein so aufrichtiges Erstaunen, daß er sich auf die Lippen biß und seine Unbesonnenheit bereute.

Lavinia stützte ihren Arm wieder sanft auf den seinen.

„Was fehlt Ihnen, Doctor?" frug sie mit theilnehmendem Ausdrucke.

„Nichts, Madame, eine Erinnerung erschütterte mich, ich bitte um Verzeihung."

„Männer der Wissenschaft sind häufig zerstreut, das wird selbst eine Dame nie übel nehmen. Sehen Sie doch die junge Gräfin Lascioli, wie blaß sie ist, man sollte meinen, sie tanze heute zum letzten Male."

„Sie ist sehr unvorsichtig!"

„Sie will nur den Verwandten ihres Gatten eine Nase drehen.“

„Sie ist Witwe?“

„Mit fünfundsechzigtausend Livres jährlicher Einkünfte.“

„Ah!“ sagte der Doctor und seine Augen leuchteten.

Lavinia entging dieser Aufblitz seines Ehrgeizes nicht.

Sie lächelte mit triumphirender Befriedigung und sagte zu sich:

„Ich habe ihn gefangen!“

Sylvanes ging in sich gekehrt weiter, er schien nachzudenken.

Die Baronin von Osnack betrachtete ihn von der Seite mit lauernden Blicken und hütete sich wohl, seine Betrachtungen zu unterbrechen.

Der Doctor führte Lavinia in ein einfaches Seitenzimmer und lud sie zum Sitzen ein.

„Sie werden mich compromittiren, Doctor,“ bemerkte die Baronin mit ironischem Tone.

„Ein Zwiegespräch mit dem Arzt compromittirt keine junge Dame.“

„Sie sind wohl Arzt, aber doch auch ein junger Mann!“

„Ich bin schon alt, Madame!“

„Mit vierunddreißig Jahren?“

„Sie wissen mein Alter?“ fragte Sylvanes erstaunt.

„Das wundert Sie? Ich interessire mich besonders für Sie, Herr Sylvanes.“

„Sie nennen mich nicht mehr Doctor?“

„Die Bezeichnung ist mir zu ernst und zu feierlich; sie macht Sie alt.“

Sylvanes sah Lavinia an, sie schlug die Augen nieder, der Doctor lächelte.

Die Baronin bemerkte das Lächeln und zuckte unbemerklich die Achseln. Sie sah, daß der Doctor weit davon entfernt war, sie zu verstehen.

„So sollen Sie mich nicht ansehen, Doctor,“ fing sie wieder an, „ich gehöre ganz der Vergangenheit und gestatte keiner neuen Neigung den Eingang in mein Herz. Sie aber sind jung, Sie werden alle Tage berühmter — Sie sollten auch noch reich werden.“

Sylvanes stand auf, die Worte der Baronin schienen ihn verletzt zu haben.

„Madame, ich verdiene jährlich vierzigtausend Francs.“

„Sie sind ein Kind!“ sagte Lavinia mit liebenswürdig einschmeichelnder Stimme und reichte dem Doctor ihre kleine weiße Hand. „Verstehen Sie mich recht!“ fuhr sie mit scheinbarer Theilnahme fort.

„Ich bin ganz Ohr,“ antwortete Sylvanes voll Interesse und setzte sich zu ihr.

„So viel Sie auch unter Menschen herumkommen, scheinen Sie doch allein zu stehen; das betrübt mich.“

„Wirklich?“

„So tragen Sie gar keine Fesseln?“ fragte die Baronin und schaute dem Doctor fest in die Augen.

Dieser senkte das Haupt, ein Schatten flog über sein Gesicht.

„Fesseln seien noch so fest geschmiedet, sie

doch brechen," flüsterte Lavinia, stand auf und näherte sich dem Salon, wo sich ein Theil der Gesellschaft bewegte.

„Sehen Sie, da wird soeben die Gräfin Lascioli hinausgeführt. Sie ist Witwe, die arme Blanche und wird bald Mutter sein. Wenn Sie sich verheirathen, Doctor heirathen Sie eine Witwe. Wissen Sie," fuhr Lavinia, fort und nahm ihren Platz neben Sylvanes wieder ein, „daß diese junge, reizende Gräfin über fürstliche Einkünfte zu gebieten haben wird? Das Kind bringt ihr, bis es mündig sein wird, sechzigtausend Francs jährlicher Einkünfte. Die Verwandten ihres verstorbenen Mannes werden wüthend sein. Ein Kind ist eine so zarte Pflanze — aber wenn auch das Kind stirbt, erbt doch die Mutter. Sylvanes, heirathen Sie eine Witwe. Sie sagen gar Nichts mehr Sie werden ein Träumer. Wie langweilig sind doch die gelehrten Männer! Ich überlasse Sie Ihren gelehrten Spekulationen!" schloß Lavinia mit leicht ironischem Ausdruck.

Sie warf dem nachdenklich gewordenen Doctor noch einen eigenthümlichen Blick zu, dann ging sie davon und flog gleich darauf, heiteren und strahlenden Gesichts, am Arme eines jungen Tänzers dahin.

Sylvanes verharrte noch einige Augenblicke in den Betrachtungen, die Lavinia's Reden in ihm wach gerufen, dann fuhr er mit der Hand über die Stirn, als wolle er die Gedanken abschütteln und verließ bald darauf die Gesellschaft.

Sylvanes begab sich jedoch nicht nach Hause. Er [illegible]ckte seinen Wagen fort, nahm einen Fiaker und ließ [illegible]en Quai de Billy Nr. 32 führen.

Dort angekommen bezahlte er den Kutscher und wartete, bis dieser sich entfernt hatte, dann erst öffnete er eine kleine eiserne Thür, ging eine Linden-Allee entlang und gelangte zu einem freundlichen, weißen Häuschen, das auf einer Blumenterrasse lag.

Noch hatte er die Stufen nicht erstiegen, als Licht im Hause sichtbar wurde, eine Thür aufging und eine weiße Gestalt erschien.

„Bist Du es, Georg?“ fragte eine helle Frauenstimme.

„Ja, geh hinein, es ist kalt!“ antwortete der Doctor kurz und verdrossen.

Die weiße Gestalt verschwand. Sylvanes folgte ihr und trat in einen kleinen Salon, der geschmackvoll und schön eingerichtet war. Der Doctor warf sich auf ein Sopha und stützte den Kopf in die Hände.

Die junge Frau kniete vor ihm nieder, nahm sanft seine Hände hinweg und betrachtete ihn feuchten Auges mit dem Ausdrucke der Zärtlichkeit und schmerzlichen Ueberraschung.

„Du hast mich nicht umarmt, Georg!“

Sylvanes berührte die Stirne der jungen Frau ungeduldig mit den Lippen.

Sie neigte ihren Kopf auf die Knie des jungen Doctors, und er fühlte wie sie weinte.

Sylvanes stand auf und stampfte mit dem Fuße.

„Du wirst unser Kind aufwecken,“ sagte die junge Frau erschrocken.

Sylvanes erbebte bei diesem Vorwurf; seine Augen-

brauen runzelten sich, und lebhaftes Mißvergnügen malte sich in seinen Zügen.

„Unser Kind!“ murmelte er mit unterdrückter Wuth.

Das junge Wesen, dessen liebevolles Bezeigen der Doctor so übel aufnahm, war indessen hübsch und anmuthig. Sie war vielleicht zwanzig Jahre alt, hatte glänzend schwarze Augen und Haare, und einen mattweißen Teint. Sie war gerade nicht vornehm und elegant, aber lieblich und reizend; eines jener süßen Wesen, die man lieben muß, ohne sich über das Warum Rechenschaft zu geben.

Marguerite war auf dem Lande erzogen; die Sonnenstrahlen hatten ihr ein warmes Herz erweckt, in dem der Himmel über ihr sich rein und klar spiegelte.

Der Doctor Sylvanes hatte in einer langen, gefährlichen Krankheit ihr das Leben gerettet, und sie hatte ihm dafür ihre Liebe gegeben, ihre tiefe, ausschließliche Leidenschaft.

Sie lebte nur für Georg.

Der Doctor hatte für Marguerite ein kleines, einsames, im Grünen verborgenes Häuschen gemiethet. Dort verbarg er seine Liebe, und vergaß für kurze Zeit seine ehrgeizigen Pläne.

Sylvanes hatte sich nach jener Aeußerung seines Zornes wieder in einen Fauteuil niedergelassen, düsterer und verstimmter als zuvor.

Marguerite hatte schweigend den Salon verlassen.

Einen Augenblick nachher kehrte sie wieder, mit einem reizenden kleinen rosigen Knaben im Arme, der noch ver-

schlafen die Augen halb öffnete, und nicht wußte, ob er schlafen oder wachen sollte.

„Sieh, Georg, den wirst Du doch anlächeln, er wird Dich wieder zu mir führen.“

Hätte die Aermste gewußt, welche Gedankenreihe, welche Pläne des Doctors Hirn durchkreuzten, sie hätte wohl nicht gesagt, was in diesem Moment das Ungeschickteste war, sie würde auch über den verstörten Blick des Doctors nicht wenig erschrocken sein.

Der Blick aber wurde nicht von ihr bemerkt, denn in diesem Augenblicke ertönte die Glocke.

„Wer mag zu so später Stunde läuten?“ fragte Marguerite erstaunt und erschrocken.

„Beruhige Dich, Jaques wird es sein, der mich zu einem Krankenbette holt.“

„Du willst uns verlassen?“ fragte Marguerite mit trostloser Miene.

„Ein Arzt gehört nicht sich selbst an,“ antwortete der Doctor und ging zur Thür.

„O Georg, Du hast unser Kind nicht geküßt,“ schluchzte plötzlich Marguerite.

Sylvanes berührte kaum mit seinen Lippen die Stirn des kleinen, schlummernden Wesens, das ihm Marguerite entgegenhielt.

Dann eilte er hastig davon, als habe er eine böse Handlung begangen, dem unschuldigen Kinde einen Judaskuß gegeben.

Jaques wartete mit dem Wagen auf seinen Herrn,

und berichtete diesem, daß er bei der Gräfin Lascioli mit Ungeduld erwartet werde.

„Bei der Gräfin Lascioli?" rief der Doctor erregt aus.

Er war im Innersten erschüttert. Verzweiflungsvolle Blicke sendete er nach dem kleinen Hause zurück, ballte die Fäuste, und murmelte, Wuth im Herzen:

„Fesseln! — Gefesselt, durch eine Maitresse und ein Kind!"

Das Geheimniß einer Sterbenden.

Nach Verlauf weniger Minuten stieg der Doctor Sylvanes aus dem Wagen und läutete an einem Hausthore in der rue des Écuries d'Artois.

Das Gitter wurde geöffnet, und der Doctor schritt durch den geräumigen Hof zum Hauptflügel des Gebäudes. Es war ein nettes, kleines Herrschaftshaus mit einer Freitreppe in jenem im achtzehnten Jahrhundert so beliebten Style, wo der mittlere Theil des Gebäudes hervortrat, und die Seitenflügel zurückließ. Als schämten sich diese ihrer Schmucklosigkeit, waren sie reich mit Epheu umzogen.

Der Doctor stieg die Freitreppe hinauf, die mit geschnitztem Geländer geziert war, und in ein Vorzimmer

führte, von wo man in alle Gemächer des Erdgeschosses eintreten konnte.

Sylvanes sah und bemerkte das Alles nicht, er stieg in den ersten Stock hinauf, unter Vortritt eines Dieners, der ihm die Thüren öffnete.

„Herr Doctor Sylvanes?“ fragte eine Frau, die ihm entgegenkam.

„Man erwartet mich mit Ungeduld, nicht wahr?“

„Wir haben geglaubt die Frau Gräfin werde sterben.“

„Sind die heftigen Schmerzen vorüber?“

„Ungefähr seit einer Viertelstunde.“

„Ist ihr wohler in diesem Augenblicke?“

„Ich glaube, die Schwäche ist jetzt stärker als das Leiden. Sie schlummert.“

„Sind Sie ihre Wärterin und Pflegerin?“

„Ja, Herr Doctor.“

Er wollte in das Zimmer der Leidenden gehen, zögerte aber, und wendete noch einmal den Kopf.

„Sagten Sie nicht sie schlafe, und wecke ich sie vielleicht auf?“

„O sie schläft nicht,“ antwortete die Wärterin. „Das ist kein Schlaf, nur Schlummer, oder vielmehr Betäubung.“

„So wäre es noch nicht für diese Nacht zu erwarten?“

„Die gnädige Gräfin ist krank, sehr krank....“

„Ich werde sehen.“

„Es kommt immer noch zeitig genug,“ murmelte die Krankenwärterin, indem sie zitternd und achselzuckend sich bekreuzigte. „Seit dreißig Jahren bin ich an Krankenbetten

beschäftigt, und weiß, was man von einer Schwangerschaft zu erwarten hat, die sich zeigt, wie die der Frau Gräfin."

„Sie wissen Nichts, und hüten Sie sich, Unglück zu prophezeihen," sagte der Doctor. Er hob jetzt den sammtenen Thürvorhang und begab sich in das Zimmer, wo die Gräfin Lascioli ruhte.

Langsam schritt er vorwärts, und blickte unruhig nach dem Bette.

Die junge Frau, die da lag, konnte höchstens sieben- bis acht und zwanzig Jahre zählen, sie lag so unbeweglich, das Gesicht bläulich weiß, daß man sie für eine Todte hätte halten können.

Dennoch war der Doctor von der blendenden Schönheit dieses Gesichts ergriffen, als er näher trat.

Ihr rabenschwarzes Haar, von der Stirn zurückgekämmt, floß in zwei schweren Wellen die marmorbleichen Wangen entlang, und bildete ein reiches Chignon im Nacken, welches ein Goldnetz umschloß.

Das heftige Leiden, das die Dame unvermuthet überfiel, war schuld, daß man ihren Haarschmuck nicht gelöst, und sie nicht völlig entkleidet hatte; eine Schleife hing noch, halbzerdrückt in den reichen, schwarzen Flechten, Spitzen bekleideten noch ihre schönen Schultern, und zeigten halbzerrissen, ihre reichen, üppigen Formen.

Auf einem Nachttischchen lagen ihre Atlasstiefelchen, das mit Brüsseler Spitzen besetzte Kleid, und alle die tausend Kleinigkeiten, die zur Toilette einer Dame nöthig sind.

Da lag das Alles, verächtlich auf die Seite geworfen,

was eine Stunde zuvor im Glanze der Lichter, im Strahle neidischer und bewundernder Augen prangte.

Die arme Frau! Mitten im Rausche des Vergnügens hatte sie das Leiden überrascht.

Vielleicht berührte sie der Tod, als sie im Wirbel des Tanzes, unter den rauschenden Klängen des Orchesters vom Taumel des Vergnügens fortgerissen, athemlos am Arme eines Mannes hing, der ihr Herz mit Entzücken und Vergessenheit berauschte.

Der Doktor Sylvanes trat noch näher, er neigte sich bis auf die Stirn der Leidenden.

Plötzlich stieß er einen Schrei der Ueberraschung aus, eine lebhafte Empfindung schien ihn zu packen.

Er wich einige Schritte zurück, dann trat er wieder zum Bett, aber er fühlte nicht den Puls und beobachtete nicht die Krankheit, sondern er prüfte das Gesicht, und sammelte seine Erinnerungen aus der Vergangenheit.

„Sie ist es wirklich!“ sagte er zu sich.

Leicht hätte man sie für eine Marmorstatue halten können, die ihr eigenes Grab schmücke, so bleich, so weiß und erstarrt lag sie da.

Der Doktor Sylvanes betrachtete sie lange, legte einen Finger auf seine Lippen, hob mit der anderen Hand ihre Augenlieder, und ließ sie wieder sinken, nahm sich einen Fauteuil, und setzte sich neben dem Bette nieder.

„Sie lebt,“ sagte er zu sich, „aber ihre Stunden sind gezählt.“

Das matte Licht einer Alabaster-Lampe an der Decke erhellte nur das Zimmer; eine Nachtlampe brannte seit-

wärts auf einem Nachttischchen, und warf ihren unsicheren Schein durch die porzellanene Hülle.

Tiefe Stille herrschte in dem einsamen Gemache, um das Ruhebett der schwer Erkrankten, die wenige Stunden zuvor die Königin eines Festes war, das die Welt nur ihren Günstlingen bietet.

Der Doktor Sylvanes lag in seinem Fauteuil, er stützte den Kopf und wartete ....

„Die wilden Phantasien sind vorüber, ihnen folgt Schlafsucht, Erstarrung. Dann werden Schmerzen eintreten, und darauf die Entscheidung — Erlösung oder Tod," sagte er still für sich.

Dann betrachtete er wieder die junge Frau, die im vollsten Glanze der Jugend und Schönheit, dem Tode nahe zu sein schien.

„Kaum hat sie sich in den zwölf Jahren verändert," murmelte er, denn das regelmäßige, reizvolle Gesicht, nur ein wenig schmaler durch das Leiden, zog immer wieder seine Blicke auf sich. „Vielleicht ist sie noch schöner als damals, weil sie voller aufgeblüht und geistig entwickelt ist. Doch mußte sie Schmerz und Leiden reichlich empfinden im Laufe dieser Zeit, die ihr wie ein wilder Strom dahinbrauste, ihr Herz und ihre Seele waren darnach geschaffen."

Ein leichter Rosaschimmer erschien auf den Wangen der Kranken. Ein stärkerer Athem ließ sich vernehmen, ein Seufzer entfloh den Lippen.

„Das Leben kehrt wieder," sagte der Doktor Syl-

vanes, „mit ihm das Gefühl des Leidens und die Furcht vor dem Tode.“

Er stand auf, flößte der Kranken einen Trank ein, den er hatte bereiten lassen, befragte jetzt den Puls mit Aufmerksamkeit, zuckte dann die Achseln und legte den Arm wieder unter die Decke.

„Es ist wenig Hoffnung da,“ sagte er. „Ein Anderer würde vielleicht sagen: keine Hoffnung; auch ich würde diese Kranke schon aufgegeben haben, aber ich kenne ihre Natur.“

Der Doktor setzte sich wieder in den Fauteuil.

„Es ist schon lange her, zwölf Jahre, als ich dieser Frau im Leben begegnete,“ fuhr der Doktor in seinem Selbstgespräche fort. „Ihre Schönheit war unvergleichlich, wie heute noch, ihre Stirn trägt keine Falte! Eine reiche Witwe, frei — von allen bewundert — welcher Ehrgeizige möchte sie nicht zum Ziel seiner Wünsche ersehen! Wie viel Thorheiten, wie viel Mißlingen schließt ein einziger Lebenslauf ein. Jetzt habe ich Macht und Ruf in Händen, jetzt würde ich nicht zurückweichen, selbst ... selbst die extremsten Hilfsmittel würde ich anwenden ... O wie schön war sie! Aber schmerzliche Leere hatte sich auch in ihr Herz eingeschlichen. Welche Begeisterung wohnte in diesem reizenden Köpfchen, mit welch süßen Träumen hat sich wohl die schöne Frau gewiegt — jetzt liegt sie da, in schweren Kämpfen; mit einem Schrei der Verzweiflung bricht ihr vielleicht das Herz.“

Der Athem der Kranken wurde stärker; ihr ganzer Körper erzitterte unter dem wiedererwachenden Leben. Der

Kopf hob sich ein wenig auf dem Kissen; die Augenlieder öffneten sich halb, und das Auge suchte Klarheit zu gewinnen durch den Nebelschleier, der es umnachtete. Sie bemerkte, daß ein Mann an ihrem Bette saß. Die Erinnerung kehrte wieder, sie besann sich.

„Doktor," sagte sie mit dumpfer Stimme, „ich leide sehr."

„Fürchten Sie nichts, Madame," antwortete der Doktor Sylvanes, „die Wissenschaft leiht ihre Hilfe und Sie gehören zu denen, die Gott im Leiden nicht verläßt."

Sie besaß weder die Kraft, das matte Licht im Zimmer zu ertragen, noch zu antworten.

Sie schloß wieder die Augen, und minutenlang herrschte tiefe Stille.

Endlich flüsterte sie einige Worte mit Anstrengung, der Doktor lauschte und verstand:

„Muß man denn so entsetzlich leiden?"

„Nein," antwortete er, „in Ihrem Zustande ist Alles außergewöhnlich. Sie haben krankhafte Zustände durchgemacht, die den Tod hätten herbeiführen können."

„Den Tod?" sagte sie, und suchte das Gesicht des Mannes zu erkennen, das sie bei ihrer Schwäche und der mangelhaften Beleuchtung des Zimmers nicht unterscheiden konnte.

„Ja, doch jetzt sind Sie gerettet."

„Glauben Sie?"

„Ich weiß es gewiß, Madame," antwortece der Doktor mit einem Tone, der seine Worte Lügen zu strafen schien.

„Aber mein Kind?“ fragte die Kranke — ein schmerzliches Stöhnen schnitt ihre Rede ab.

„Ich kann noch nichts sagen, Madame,“ antwortete der Doktor Sylvanes dießmal.

„Nichts! Sie können mir nichts sagen!“ rief die Kranke; doch ein nervöses Zucken unterbrach sie, und sie stieß lange andauernde Schmerzenslaute aus.

„Strengen Sie sich nicht an, lassen Sie die Natur arbeiten, und hoffen Sie auf Gottes Hilfe,“ sagte der Doktor.

Noch einmal versuchte die Kranke sich zu erheben, einen prüfenden Blick auf den Doktor zu werfen — doch die Kraft versagte ihr. Matt fiel ihr Haupt auf das Polster zurück, und während einer Stunde litt sie schweigend; nur dumpfes Stöhnen oder hie und da ein durchdringender Schrei durchzitterte die Luft.

Der Doktor Sylvanes saß unbeweglich mit aufgestütztem Kopfe, er wartete, und warf mitunter einen schmerzlichen Blick auf die junge Frau.

„Auch ich war damals jung, ich glaubte noch an so Vieles, was ich jetzt nicht mehr glauben kann,“ fuhr er in seinen Betrachtungen fort. „Ich habe sie heiß geliebt, Andere haben kaum eine Spur in meinen Herzem — nein, das will ich nicht sagen, denn Alles übt seinen Einfluß aus — aber kaum ein Andenken in meinem Geiste hinterlassen. So vergeht das Leben, so wandelt sich der Geist des Menschen, so ist der gereifte Mann, Nichts mehr von dem, was der Jüngling war.“

Ein durchdringender Schrei unterbrach ihn, den die Kranke in einem Anfalle heftigen Schmerzes ausstieß.

Er stand auf, suchte ihr Erleichterung zu verschaffen, und nahm wieder seinen Platz ein.

„In dieser Nacht, nicht wahr, Doctor, werde ich noch erlöst werden?"

„Ja," sagte er mit ruhigem Tone, „diese Nacht, aber sehr spät, vielleicht morgen früh."

„O so lange soll ich leiden!"

„Wenn der Moment herannaht, werden Ihre Leiden erträglicher sein."

„Wäre ich nur wie andere Frauen! Besäße ich wenigstens die Kraft zum Leiden, den Muth der Gefahr zu trotzen!"

„Was fehlt Ihnen dazu?"

„Mir fehlt dazu," — sie schöpfte mühsam Athem — „mir fehlt der Hauch des Lebens, der dem Tode siegreich entgegensteht."

„Halten Sie sich denn für so krank?"

„Sehen Sie nicht, wie tief mich der Schlag getroffen hat? Das Uebel, das mich ergriffen hat, läßt nicht mehr los und der Tod hält schon seinen schwarzen Schleier über meinem Haupte ausgebreitet."

„Waren Sie nicht unvorsichtig?" fragte der Doctor mit leichtem Vorwurf.

„Unvorsichtig? und warum?" entgegnete sie mit bitterem Lächeln, das ihre bleichen Lippen streifte, ohne ihr Antlitz zu erheitern, wie die Novembersonne ihre kalten

Strahlen zur Erde sendet, ohne Macht die Nebel zu zerstreuen.

„Diesen Abend, diese Nacht waren Sie unvorsichtig. Mußten Sie den diesen Ball besuchen, der nur für die Gesunden, die Fröhlichen, gegeben wird?"

„Ich kann auch fröhlich sein, wenn ich die Vergangenheit vergesse," sagte sie.

„Ihr Hals, Ihre Schultern waren entblößt und dann haben Sie auch noch. . . ."

„Ja, Doctor, ich habe getanzt."

Der Schmerz verzog ihr Gesicht, sie wühlte den Kopf in die Kissen und biß darauf, um nicht zu schreien.

„Ich leide sehr," sagte sie. Dann suchte sie den Schmerz zu überwinden und sprach weiter:

„Wie soll man es anfangen, nicht zu tanzen, wenn Alles zur Freude einladet? Das Orchester war vortrefflich besetzt. Man spielte herrliche italienische Melodien, Doctor, von Scarlatti, von Caffarelli und besonders von einem Meister, den wir Franzosen fast vergessen haben, dessen eigenthümliche fremdartige Musik ich zuerst in Neapel hörte und schätzen lernte — Nikolas Porpora meine ich, er war ein großer Meister. Ach wie leide ich, Doctor!"

„Schonen Sie Ihre Kräfte, Madame," sagte der Doctor, ihr sanft Ruhe gebietend.

Die Kranke schwieg einen Augenblick, nachdenklich mit starrem Blick, als suche sie den Faden eines Gedankens, der ihr immer vorschwebte und den sie nicht ergreifen konnte.

Plötzlich machte sie eine Bewegung, welche der Doctor

gewiß am wenigstens erwartete. Sie erhob sich plötzlich von ihrem Lager, streckte den Arm unter der Decke hervor und drehte die Nachtlampe dergestalt um, daß das volle Licht derselben auf das Gesicht des Doctor fiel.

„Ich wußte es wohl,“ sagte sie dann und fiel erschöpft in ihre Kissen zurück, „ich täuschte mich nicht, da ich Sie erkannt hatte.“

Der Doctor erblaßte, stand auf und legte mit sorglicher Hand die Decken wieder über die Schultern der Leidenden.

„Aufregung schadet Ihnen, Blanche,“ sagte er mit bewegter Stimme, „vergessen Sie, daß ich da bin und sehen Sie nur den Arzt in mir. Auch ist es so lange her, daß wir uns begegnet sind, — fast sind wir einander fremd geworden.

Sie reichte dem Doctor die Hand, er drückte sie schweigend.

„Haben Sie mich erkannt?“ fragte sie.

„Gewiß. Wer Sie einmal kannte, wird Sie nicht vergessen.“

„Wußten Sie es schon, als Sie zu mir kamen?“

„Nein, der Name Lascioli war mir fremd.“

Ein längeres Schweigen folgte.

„Was haben Sie in den zwölf Jahren getrieben?“

„Medizin!“ sagte der Doctor mit unterdrücktem Lächeln.

„Sonst Nichts?“

„Ist das nicht genug?“

„Haben Sie vielen Menschen das Leben gerettet, viele Schmerzen gestillt auf Ihrem Lebenswege?“

„Ich habe meinen Beruf treu erfüllt.“

„Ich glaube es Ihnen.“

Schmerzen unterbrachen die junge Frau und doch hätte sie jetzt so gern geplaudert, obwohl vielleicht schon der Tod seine Krallen nach ihr ausstreckte und Mattigkeit ihr das Reden fast unmöglich machte.

„Ich kann Sie nicht sehen,“ sagte sie, „ist Ihr Gesicht, in den zwölf Jahren viel verändert?“

„Ich bin gealtert.“

„Damals waren Sie noch so jung! Ist Ihr Herz dasselbe geblieben?“

„Wie war ich damals? Welchen Eindruck bewahrte Ihre Seele aus der Vergangenheit?“

„Sie waren gut, aber hart; kalt und doch enthusiastisch, veränderlich, bald ruhig, bald reizbar. Sie liebten die Menschen nicht.“

„Ich bin noch Derselbe.“

„Ich glaubte vielmehr. . .“

Sie hielt inne, von Schmerz erschöpft.

„Sagen Sie, Georg,“ sagte sie in verändertem Tone, „muß ich sterben?“

„Nein, Nein, Sie werden leben!“

„Wie Sie das sagen!“

„Ich fürchte Sie aufzuregen.“

Einige Minuten vergingen.

„Sie haben sich hervorgethan, der Ruf des Doctor Sylvanes ist bedeutend geworden. Aber diese Idee. . . Sagen Sie, warum nahmen Sie diesen Namen an?“

„Es ist jetzt keine Zeit sich über dergleichen zu unterhalten.“ sagte der Doctor sanft.

„Sie haben Recht. Ach und ich leide so sehr, ich weiß kaum was ich sage. Doctor, das ist doch sonderbar, daß Sie mit aller ihrer Wissenschaft noch gar Nichts erfunden haben, was solche Leiden erleichtern kann.“

„Es war Gottes Wille, daß das Weib leiden sollte.“

„Ja, ihr ganzes Leben lang.“

„Waren Sie denn nicht glücklich, Blanche?“

„Ich?“

„Lächelte Ihnen das Glück nicht schon auf der Schwelle des Lebens? Gab Ihnen die Natur nicht ihre glänzendsten Geschenke: Schönheit, Reichthum und einen edlen Namen.“

Sie stieß einen Seufzer aus.

„Ist das Ihr Ernst?“ fragte sie.

„Gewiß. Sind Sie nicht eine Ravaux-Duquesne? Sind Sie nicht aus einem reichen Hause und Ihr Gatte hinterließ Ihnen auch Vermögen!“

„Mein Gatte? Welcher?“

„Der Marquis von Parthenay.“

„Ich heirathete ihn, achtzehn Jahre alt und mit neunzehn Jahren war ich Witwe.“

„Liebten Sie ihn nicht?“

„O nein, ich liebte den Mann nie, seine Tugend war so rauh wie sein Charakter, sein Haus war ein Kloster für mich. Sein Schloß glich einem Gefängnisse und er war mir mehr Kerkermeister als Gatte. Wozu ich Ihnen das Alles erzähle! Sie wissen es so gut als ich.“

„Ja, Blanche, ich erinnere mich an alle Einzelnheiten Ihres damaligen Lebens.“

„Der Doctor Sylvanes kann nicht die vertraulichen Mittheilungen vergessen haben, die ich, die Witwe des Marquis Parthenay, damals dem sorglosen, enthusiastischen Studenten Georg machte!“

„Nein,“ sagte der Arzt,“ der Doctor Sylvanes hält die Erinnerungen jenes Georg heilig, den Sie kannten.“

Dem Doctor schwebte eine Frage auf den Lippen, er wußte nicht recht sie in Worte zu kleiden.

„Reden Sie ohne Scheu,“ sagte die junge Frau.

„Der Name der Gräfin Lascioli.

„Nun?“

„Ist der Ihrige?“

„Natürlich.“

„Das Kind das geboren werden soll. . .“

„Ist ein Lascioli! Ja, Doctor.“

„Ich wußte nicht. . . .“

„Sie wissen noch verschiedenes nicht. Mein Mann, der Graf Lascioli, fiel im Duell vor einem halben Jahre, von der Hand des Marquis Scariati, seines intimen Freundes.

„Ja. Der Marquis hatte Gefallen an mir gefunden und war so dreist mir das öffentlich in einem Salon, vor dreißig Personen, zu sagen.“

„Am andern Morgen schlugen sie sich?“

„Auf Pistolen. Mein Gatte wurde das Opfer, wie ich sagte, Scariati ward leicht an der Achsel verletzt.“

„Was wurde aus diesem unglückseligen Marquis?“

„Er ist darauf in Venedig gestorben. Seine Geliebte, eine Sängerin von La Scala, hat ihn bei einer Orgie in der Nacht mit Punsch vergiftet.“

„Er liebte diese Sängerin?“

„Er war närrisch vor Liebe.“

„Großer Schade um alle diese Männer!“

„Ich weiß nicht warum die Primadonna ihn vergiftete. Scariati war entsetzlich häßlich, mein Mann hätte sich nie mit ihm schlagen sollen. Nehmen sie an, die Primadonna hätte ihn nicht geliebt, nicht vergiftet, so hätte er mit der Zeit noch als Vogelscheuche verwendet werden können. O Georg, Georg, ich leide! Doctor, zu mir! kommen Sie zu mir! Wissen Sie den gar Nichts, solche Martern zu stillen? Ein glühendes Eisen auf eine Wunde, die so schmerzt, muß eine Wohlthat sein. In mir tobt eine Hölle.“

„Sie wurden vorhin so ironisch, das hat Sie geschwächt.“

„Wollen Sie mit Worten rechten, wenn das Gefühl in einem Meer von Schmerz untergeht!“

„Suchen Sie Ruhe zu gewinnen.“

„Das ist leicht gesagt, Sie bleiben ruhig, wenn man sich zu Ihren Füßen windet.“

„Ist es das erste Mal, Gräfin?“

„Ja... und das letzte.“

„Macht es Sie nicht glücklich, daß Sie Mutter werden?“

„Wenn ich nur wüßte, daß das Kind leben wird, daß es mich wenigstens überleben wird?“

„Warum hoffen Sie das nicht?“

„Ich fühle mich so schwach! O Georg, ich habe viel gelitten, seit jener Zeit, wo wir uns kannten; ich habe seltsame Krankheiten durchgemacht, die mein Nervensystem gelähmt und mir das Blut in den Adern erstarrt haben. In Florenz, eines Tages, am hellen Mittage, im Monat Juli, überfiel mich der Frost, ich zitterte vor Kälte. So habe ich Spanien im Juni durchreist, fest in einen Wintermantel eingewickelt. Der Tod hat so langsam dem Werke der Zerstörung vorgearbeitet. Nicht wahr, Georg, der Augenblick ist da, der mich abfordern wird? Sagen Sie mir das ohne Furcht. Ich werde Ihnen dann sagen, was ich für mein Kind thun will."

„Ich fürchte nur Eins: daß Sie den Muth nicht haben, bis zur Entscheidung auszuharren."

„Ich habe so wenig Kraft, so wenig Kraft!"

„Die Kraft fehlt Ihnen nicht so sehr, als vielmehr die Ergebung."

„Was ich leide, ist zu furchtbar."

„Fassen Sie Muth!"

„Können Sie mich nicht einschläfern? Doctor?"

„O, verlangen Sie das nicht!"

„Warum?"

„Das Weib bedarf in solchen Momenten seiner ganzen Geistesgegenwart, seiner ganzen Kraft des Geistes und des Körpers."

„Mein Kopf ist ein eigenwilliges Ding, und thut höchstens das Gegentheil von dem, was ich will."

„Wenn Sie durchaus wollen, so könnte man den Versuch machen. Aber ich kann Sie nur leicht einschläfern;

nur die Nerven betäuben, damit Sie den Schmerz nicht fühlen, ich muß Ihnen aber einen gewissen Grad des Bewußtseins lassen, damit Sie mir helfen können, die Gefahr zu überstehen, wenn sie eintreten sollte."

„Thun Sie das, thun Sie das!" rief die Gräfin Lascioli. „Schläfern Sie mich ein, schnell, schläfern Sie mich ein. Ich leide zu sehr, ich ertrage es nicht mehr."

Der Doctor Sylvanes stand auf, rief einige dienstbare Personen zu Hilfe, gab seine Befehle, und bereitete sich, die Bitte der jungen Frau zu erfüllen.

Ungefähr eine halbe Stunde später war das Zimmer wieder still und leer wie zuvor. Der Doctor saß wieder in seinem Fauteuil. Die Kranke lag unbeweglich, und störte die vollkommene Stille im Zimmer nur zuweilen durch langanhaltendes dumpfes Stöhnen.

Augenscheinlich hatte sie nur theilweise das Bewußtsein ihres Schmerzes verloren, und dieser erschütterte sie doch noch.

Zuweilen entquollen tiefe Seufzer ihrer betrübten Brust.

Mitunter hob sie den Kopf von dem Polster, und ließ ihn erschöpft wieder zurücksinken, das Haar klebte ihr an den Schläfen, die von Schweiß überströmt waren.

Unzusammenhändende Worte strömten jetzt von ihrem Munde.

Der Doctor Sylvanes erhob den Kopf, und hörte mit steigender Aufmerksamkeit zu, denn ihre Reden schienen allmählig einen Sinn und Zusammenhang zu gewinnen.

„Ach ist das möglich? kann das wahr sein?" sagte

er zu sich. „Dann würde dieses Kind die reichste Erbin werden, die ich kenne.“

Die Kranke träumte und redete weiter.

Plötzlich stand der Doctor Sylvanes auf, und beugte sich über das Lager der Kranken, um ihre Worte leichter zu fassen und keines zu verlieren.

Die Gräfin Lascioli enthüllte so, ohne es zu wissen, dem Doctor Sylvanes ein entsetzliches Geheimniß.

Es konnte nur zu so unglückseliger Stunde ihrem tiefsten Innern entschlüpfen, und nicht in gefährlichere Hände fallen.

Endlich schwieg die Gräfin.

Der Doctor Sylvanes blickte starren Auges im Zimmer umher; der Schweiß perlte auf seiner Stirn, er sammelte seine Erinnerungen, und wiederholte im Geiste das soeben Gehörte.

„Es wird so sein,“ sagte er zu sich. „Alles das wird wahr sein.“ Ein mephistophelisches Lächeln flog über seine Lippen.

„Das Glück ist nur dem Kühnen hold, der Lateiner hat das schon in alten Zeiten gesagt.“

Er kreuzte die Arme über der Brust.

„Wenn der Zufall mir die Hand bietet, so bin ich an dem Ziele, dem ich so lange zugestrebt, ich bemeistere dann endlich mein widerstrebendes Geschick, ich herrsche, wo ich bisher gehorchen mußte.“

Er fuhr mit der Hand über die Stirn.

„Es ist ein Traum,“ fuhr er fort, „ein Traum! es ist nicht möglich! — Warum aber nicht? die Natur thut

das vielleicht ganz allein, sie kann es wenigstens allein thun, und wie geringe Hülfe brauche ich dabei zu leisten! Ja... aber... also wie?...."

Eine ganze Welt von Gedanken stürmte im Kopfe des Mannes, Worte genügten nicht sie auszusprechen.

Er zitterte vor stolzer Befriedigung, wenn er die Aussichten erwog, die sich ihm boten, und mußte doch in Scham und Schauder erbleichen, wenn er dachte, welche Anstrengungen es ihn noch kosten würde, das ersehnte Ziel zu erreichen.

Einen Kampf auf Tod und Leben ging er ein, das fühlte er wohl, und ihn ergriff ein gewisses Zaudern, so abgehärtet auch sein Cynismus war.

Er wußte noch nicht was er thun sollte — wohl war er Arzt, aber er konnte nicht wissen, ob ihm die Natur in die Hände arbeiten würde, ein Verbrechen zu begehen, für welches die Verantwortung auf ihm haften blieb.

Es blieb ihm hiebei indeß keine Wahl.

Das eben vernommene Geheimniß öffnete ihm weit die Pforten eines reichen Lebens, das seinem Ehrgeiz genügen würde — wenn er es wohl auszubeuten verstand.

In ihm wohnte ein alter Groll gegen die Gesellschaft, hier war das Mittel, ihm zu genügen und sich auf den Gipfel des Daseins zu erheben, wie ihn seine Träume seit Jahren sich ausgemalt.

„Vorwärts! Nichts von Schwäche, von feigem Zurückweichen — ich will meinen Weg verfolgen als ein Mann der keinen Hindernissen weicht, und allen Widerstand bricht."

Dumpfes Schreien ertönte hinter den Vorhängen.

Der Doctor Sylvanes eilte zu der Gräfin.

„Georg! Georg!“ rief sie.

„Da bin ich,“ antwortete der Arzt; er sah, daß der Schmerz die Betäubung überwunden hatte, und daß das Chloroform nicht mehr wirkte.

„O wie ich leide, wie ich leide! mein Gott, mein Gott! ach ich sterbe!“ schrie die Kranke.

„Muth, Blanche, fassen Sie Muth!“

Der Doctor zog heftig an der Glocke.

„Was thun Sie, Doctor?“

„Ich kann in diesem Augenblicke nicht allein bei Ihnen bleiben. Sie brauchen Pflege, die ein Mann Ihnen nicht erweisen könnte.“

Ein heftiger Krampf folgte, Dienerinnen traten herein. Sie umringten das Bett der jungen Frau, und beeiferten sich, ihr Dienste zu leisten; der Doctor beugte sich über das Bett, und verschwand gewissermaßen hinter den Vorhängen, die über ihm zusammenfielen.

Die Schmerzenslaute wurden wieder stärker.

„Muth, Madame,“ sagte der Doctor, „noch zwei Secunden, und Sie werden von ihren Leiden erlöst sein.“

„Das Flacon! geben Sie das Flacon!“

„Sie einzuschläfern?“

„Ja.“

„Woran denken Sie! kaum haben Sie Kraft genug.“

„Ich leide zu sehr.“

„Eine Secunde, eine Secunde, Blanche!“ sagte der Doctor zum Ohr der Gräfin gebeugt, „und Sie sind Mutter!“

Dieses Wort wirkte wie ein Strahl der Offenbarung auf das Herz der armen Frau. Der Schmerz hatte alle Freude in ihr erstickt, die Hoffnung verschlang jetzt den Schmerz. Sie faßte plötzlich Muth und Kraft, und ertrug Höllenmartern mit stoischer Ausdauer.

„Ich klage nicht mehr,“ sagte sie,

Eine schreckliche Crisis trat ein.

„Retten Sie das Kind, nur das Kind!“ schrie die Gräfin Lascioli, und biß in ihr Polster um keinen Ton von sich zu geben.

„Die Mutter und das Kind!“ sagte der Doctor.

„Das Kind vor Allem.“

Bleich, erschöpft fiel sie nach der höchsten Anstrengung auf das Bett zurück, das Gesicht von Schweiß überströmt.

. . . .

. . . .

Das Kind athmete.

„Es lebt, nicht wahr, Doctor, es lebt!“ rief eine Frauenstimme.

Der Doctor antwortete nicht.

Aller Augen folgten angstvoll den Bewegungen des Arztes, während er sich mit dem Neugebornen beschäftigte.

„Sie sagen ja Nichts!“ rief eine andere Stimme.

Der Doctor hob darauf den Kopf, und runzelte die Stirne.

„Sehen Sie selbst,“ sagte er, „das Kind athmet nicht, es ist vierzehn Tage zu früh geboren, und die Entbindung hat um eine Stunde zu lange gedauert.“

„Mein Kind wird leben! nicht wahr Doctor?" sagte die klagende Stimme der Mutter.

„Gott ist allmächtig," antwortete der Doctor, und legte das Kind in die Wiege, die ihm bereitet war.

Er sagte dann zu den Frauen:

„Ihr könnt für einen Sarg sorgen."

Das kleine, zarte Wesen, das einen Augenblick Lebenszeichen gegeben hatte, schien jetzt einzuschlafen und zu verlöschen.

Der Athem war unterbrochen.

Seine Wange erblich, sein trübes Auge warf nur einen schwachen Strahl und wollte sich schließen.

„Sonderbar!" sagte eine der Frauen. „Ich glaubte doch..."

„Sie haben nicht recht gesehen!" antwortete der Doctor mit hartem Tone, beugte sich über die Wiege und drückte mit dem Finger die Augenlieder des Kindes zu. „Es war verloren vor seiner Geburt, und wir müssen uns jetzt mit ihr beschäftigen, denn sie ist auch in Gefahr!"

Darauf ließ sich Nichts entgegnen.

Der Arzt sprach hier, der Doctor Sylvanes, ein berühmter Mediciner. Einige Minuten vergingen in tiefem Schweigen.

Bleich, erregt, doch anscheinend ruhig ging der Doctor zum Bett der Gräfin Lascioli und fühlte ihr den Puls.

„Fieber," sagte er, „ein bedenkliches Leiden, Schwere im Kopfe, Stockung im Bauche — wir wollen sehen."

Er nahm eine Feder, ein Blatt Papier und schrieb ein Recept.

Eine große bleiche Dame trat herein, die uns schon bekannt ist, es war die Baronin Osnack. Sie trat zum Bett, betrachtete die Kranke und wendete sich an den Arzt:

„Müssen wir die Hoffnung aufgeben, diese Kranke genesen zu sehen?"

„Kindbettfieber, heftige Darmfellentzündung," antwortete dieser, und wurde bleich beim Anblick der Fragenden, deren Gegenwart er noch nicht bemerkt hatte.

„Ah!" sagte diese, „wirklich ein bösartiges Uebel; und das Kind?" fuhr sie fort, und ging zu der Wiege, „woran stirbt das?"

Der Doctor wollte antworten, sie kam ihm zuvor.

„Es ist todt, das ist wahr," sagte sie, legte ihre Hand auf des Neugebornen Herz und fuhr fort: „es schlägt nicht mehr, aber Sie haben das Kind umgebracht."

„Ich?"

„Ebenso wie Sie die Mutter um's Leben bringen werden."

In diesem Augenblicke war Niemand im Zimmer als der Doctor und Lavinia, nebst der kranken Gräfin. Diese fuhr auf, wie vom Blitz getroffen, bei den schrecklichen Worten der Baronin Osnack, trotz ihres schweren Leidens, trotz ihrer Schwäche.

Sie richtete sich von ihrem Lager auf, bleich mit verstörten Augen, mit verwirrtem Haar.

Ihr entsetzter Blick irrte von Lavinia auf Sylvanes, blieb erschreckt auf der Wiege des Kindes haften und kehrte dann angstvoll, flehend zum Doctor zurück.

Es schien sie könne an die Anklage Lavinias, an den Tod ihres Kindes, an Sylvanes Schlechtigkeit nicht glauben.

Dieser war anfangs, als ihn die Baronin des Mordes anklagte, unsicher einen Schritt zurückgewichen.

Sie stand vor ihm wie eine rächende Furie, und einen Augenblick war ihm, als streckte die irdische Gerechtigkeit schon ihren Arm nach dem Schuldigen aus.

Aber Sylvanes besaß eine Energie, eine Tapferkeit im Bösen, die sich nicht so leicht entwaffnen ließ. Er stützte sich auf einen Fauteuil, stumm, mit starren Blicken.

Nach und nach legte sich das Zittern seiner Glieder, seine Züge verloren den Ausdruck des Entsetzens, Sylvanes richtete sich fest und stolz auf, schritt zum Bettchen des todten Kindes, hob den Schleier von dem zarten, schon erstarrten Körper, wies mit dem Finger darauf, und sprach würdevoll zu der Baronin:

„Das Kind konnte nicht leben, jeder Arzt kann bestätigen, daß ihm Nichts geschehen ist.“

„Dieses bleiche weiße Gesicht, als ob das Blut aus den Adern gelaufen sei; die Geheimnisse, die Ihnen die Gräfin in den Phantasien ihrer Aether-Betäubung verrathen hat — die ich übrigens kenne — Alles das wird für den Arzt oder den Richter auf die verbrecherische Hand hinweisen, die ein Interesse daran hatte, den Tod dieses Kindes zu beschleunigen! Ich weiß, wie man das macht! Der Arzt hat das Leben des Kindes in der Hand, durch das Band, das es noch mit der Mutter verbindet....“

Die Gräfin stieß bei diesen Worten einen schwachen Schrei aus und fiel in Ohnmacht.

Sylvanes stand wie vom Blitz getroffen bei den Worten der Baronin — dann sank er vernichtet in den Fauteuil, auf den er sich zuvor gestützt hatte.

Lavinia triumphirte, wilde Freude blitzte in ihren Augen.

Plötzlich ging die Thür auf, ein Mann trat in das Zimmer, und überflog mit raschem Blicke, was da geschehen war.

„Robert Mortlock!" rief Lavinia mit höchstem Erstaunen.

„Robert Mortlock!" wiederholte der Doctor, er erhob sich rasch und suchte sein Erschrecken zu verbergen.

Mortlock wendete sich zur Thür und gab ein Zeichen, ein Unbekannter trat herein.

Es war derselbe, der Lavinia am Bahnhofe ausfindig gemacht, und sie mit seinem Herrn in jener finstern Nacht bis zu ihrer Wohnung begleitet hatte.

Er war Mortlock's Diener und hatte ein äußerst fremdartiges Aussehen und Wesen. Er hieß Bockar oder der Malaie, und trug auch den Typus jener Völker im indischen Meere.

Mortlock hatte ihn von einer seiner Reisen nach Asien mit zurück nach Europa gebracht.

Er war eine Art Hercules; sein Gesicht war häßlich, aber seine breiten Schultern, seine mächtigen Glieder ließen auf ungewöhnliche Kraft schließen.

Ein Geheimniß fesselte diesen Menschen an Mortlock, und machte ihn zu seinem blind ergebenen Sklaven.

„Bockar!" sagte Robert zu dem Malaien, „hier soll Niemand hereinkommen!"

Bockar stützte sich mit den breiten Schultern gegen die Thür, kreuzte die Arme über die Brust und stand da wie ein ruhender Hercules.

Mortlock ging dann zum Schmerzenslager der Gräfin Lascioli und betrachtete sie mit lebhafter Theilnahme.

„Sie ist nicht todt!" murmelte er wie erleichtert.

„Robert, Sie kommen zu spät, das Verbrechen ist schon begangen!"

Mortlock sprang auf die Baronin zu, ergriff heftig ihren Arm; und schrie erschrocken auf:

„Was sagen Sie, Unglückliche!"

„Da sehen Sie," antwortete die Baronin kalt, und wies auf die Leiche des Kindes.

Robert beugte sich auf das todte Neugeborne nieder.

Ein dumpfer Wehlaut, ein Schrei unendlichen Schmerzes preßte sich aus seiner Brust.

Heftig riß er einen geladenen Revolver aus seiner Brust, und richtete ihn auf den Doctor Sylvanes, dessen Antlitz sich mit Leichenbläße überzog.

Aber die Baronin ergriff das Gewehr, und sagte mit schneidendem Tone, der andeuten wollte, daß der einfache Tod des Doctors ihrer Rache nicht genüge:

„Noch nicht!"

Robert kam zu sich selbst durch die zwei Worte der Baronin, ließ die Pistole aus seinen Händen fallen, und fiel auf die Knie nieder.

„Mein Gott," sagte er mit dem Ausdrucke tiefer Ver-

zweiflung, „haben wir nicht schon Verbrecher genug in der Familie! Willst Du durch des Sohnes Schuld das Verbrechen des Vaters strafen!“

Mortlock lächelte schmerzlich.

Er stand auf, und sagte zu dem Malaien:

„Dieser Mensch ist ein Elender, —“ dabei zeigte er auf den Doctor Sylvanes — „wenn ich Dir eines Tages sage, Du sollst ihn tödten?....“

„So tödte ich ihn,“ antwortete Bockar mit so einfacher Ernsthaftigkeit, daß der Doctor schauderte.

Mortlock ging jetzt zu Lavinia, und sagte so leise zu ihr, daß nur sie ihn verstehen konnte:

„Wenn Sie das Geheimniß des frühen Todes des Baron Osnack, Ihres verstorbenen Gatten, kennen lernen wollen, so ich kann Ihnen eigenthümliche Dokumente, sehr seltene Stücke, zeigen.“

„O Dämon!“ sagte Lavinia bleich vor Schrecken.

„Mein Herr,“ wandte sich jetzt Mortlock zum Doctor, mit einem Ausdrucke der beides, Widerwillen und Verachtung, enthielt: „Sie haben von dieser Frau Nichts zu fürchten!“

Lavinia faßte sich schnell, und zuckte die Achseln; dann sagte sie mit drohendem Tone:

„Nehmen Sie sich in Acht, der Mann denkt und die Frau — lenkt.“

„Sie vergessen Gottes, er stellte mich zwischen Sie und die Rache.“

„Warum aber vertheidigen und beschützen Sie diesen Menschen?“ rief Lavinia auf's Aeußerste gebracht.

„Warum? Weil ich Ihre Rache noch verabscheuenswerther finde, als seine Schlechtigkeit, und weil die Strafen Gottes, die den Schuldigen treffen, nur aus einer reinen Hand hervorgehen dürfen.“

Eine Präsidenten-Familie.

Hart am Ufer der Rhone, an der Grenze zwischen der Dauphiné und Savoyen, erhob sich auf mäßiger Höhe ein Schloß, das ein herrliches Besitzthum zwischen den fruchtbaren Thälern des südlichen Frankreichs und der majestätischen Alpenkette bildete. Ein reiches Panorama bot sich dem Auge aus den Fenstern des Schlosses; die majestätische Rhone, die durch immergrüne Wiesen und reiche Thäler brauste, der See du Bourget, Eichenwälder und Weinberge, weithin waldige Hügel und üppiges Wiesengrün, vor allem aber die erhabenen Gebirge, die vom sanftgeschweiften Hügel bis zum erhabenen steilen Felskegel über und neben einander sich thürmten bis zu den Feldern ewigen Schnees, und riesenhaften Gletschern.

Das Schloß war von einem Marquis von Lesdiguières erbaut, und damals zu dessen herrlichen Gute Tréfort gehörig, jetzt aber war es ein Besitzthum der Familie Ravaux-Duquesne.

Der Graf dieses Namens war damals, als unsere Geschichte spielte, das Haupt der Familie; er war wohl schon fünfundsechszig Jahre alt, doch kräftig und männlich; trotz seiner Jahre trug er den Kopf noch stolz aufrecht und seine Gestalt erschien ungebeugt, und ungeschwächt in ihrem hohen Wuchs.

Sein Gesicht war edel und schön, von weißem, spärlichen, doch wohlgepflegtem Haar umflattert, sein Ausdruck war streng und rechtschaffen, doch voll Güte.

Man hätte ihn ein fleischgewordnes Bild der Gerechtigkeit nennen können, die gerade aus schreitet, ohne zur Linken noch zur Rechten zu blicken und ohne zu straucheln.

Seinen Grundsätzen getreu bis auf's Aeußerste, litt er auch bei den Seinigen keine Abweichung.

Seit fünf Jahren hatte er seine Demission gegeben und lebte fortan in ländlicher Stille, nachdem er achtzehn Jahre lang den wichtigen und gefährlichen Posten eines Präsidenten des obersten Gerichtshofes bekleidet hatte, und nie eine Berufung, eine Klage gegen ihn laut geworden war.

Sei fünfunddreißig Jahren war er verheirathet, und hatte ein friedliches häusliches Leben geführt, das keine Stürme störten, in Glück und Eintracht.

Er hatte nur zwei Töchter; Blanche, die mit achtzehn Jahren den Marquis Parthenay heiratete, dann mit zweiundzwanzig Jahren den Grafen Lascioli, und die das Schicksal vor ihrem dreißigsten Jahre zum zweiten Male zur Witwe machte — und eine um Vieles jüngere Tochter Bertha, die ihrer Schwester zum Verwechseln ähnlich sah.

Sie war jetzt erst sechszehn Jahre alt, und ihre Schönheit war in der ganzen Dauphiné zum Sprichwort geworden.

Seit einigen Jahren kam der alte Graf sehr selten mit seiner ältesten Tochter zusammen, welche Gründe er auch zu dieser Trennung haben mochte, es wurde nie darüber gesprochen.

Abgesehen von diesen besondern Gründen war er auch mit keiner ihrer beiden Heiraten einverstanden gewesen, und hatte für keinen seiner beiden Schwiegersöhne die geringste Neigung fassen können.

Beide hatte der Präsident schon in früheren Jahren gekannt, den einen als Spieler, den andern als Wüstling, und er verleugnete die Unbeugsamkeit seiner Grundsätze nie.

Selten war die Gräfin Lascioli im Verlaufe der letzteren Jahre zu ihren Eltern zu Besuch gekommen, und nie lange bei ihnen geblieben.

Zuweilen war es sogar eingerichtet worden, daß die Gräfin nur ihre Mutter traf, denn diese war so sanft, nachsichtig und hingebend, als ihr Gatte streng und unerbittlich war. Sie konnte die liebende Mutter nie verleugnen, und beklagte mit ihrer Tochter die unglückseligen Verhältnisse, die eine Spaltung in der Familie hervorriefen.

Dennoch konnte die Gräfin Ravaux-Duquesne ihrem Manne nicht Unrecht geben, sie tadelte ihn nie, und war selbst schon ihrer älteren Tochter gegenüber in jene Art von trauriger Zurückhaltung verfallen, die eine stumme Ablehnung war.

Der Präsident hatte alle seine Zärtlichkeit auf seine jüngere Tochter übertragen.

Bertha war, wie gesagt, das lebendige Abbild ihrer Schwester, und fügte zu dem Vorzuge einer so ungewöhnlichen Schönheit noch ein warmes Herz und Regsamkeit des Geistes.

Auch die Gräfin Ravaux-Duquesne ergoß den besten Theil ihrer Mutterliebe auf dieses jugendliche Haupt.

So führten die Drei im Schlosse an der Rhone das glücklichste Stillleben, umgeben von allen Annehmlichkeiten, die Reichthum dem Menschen bieten kann, hochgeachtet und angesehen im Lande.

Eines Morgens war die kleine Familie im kleinen blauen Salon des Erdgeschosses versammelt, dessen Fenster auf den Park hinausblickten.

Der Präsident lehnte, in einen weiten Schlafrock gehüllt, mit dem Rücken am Kamine und las die Zeitung; mitunter blickte er auf, und antwortete auf eine Bemerkung der Gräfin.

Beide schienen Etwas auf dem Herzen zu haben, die Zeitung schien den Grafen nur halb zu fesseln, und die Gräfin ging hin und wieder, bald begoß sie die Blumen in den stufenweisen Stellagen, bald räumte sie die halbvollendeten Stickereien, die auf einem Nähtischchen von Rosenholz lagen, in einen Nähkorb.

Trotzdem Beide von Gedanken beunruhigt erschienen, zeigten sie doch keine Lust, sich durch Mittheilung zu erleichtern; es war als scheuten sie einen Abgrund, der sich zwischen ihnen aufthat.

Schon mehrere Male hatte die Gräfin versucht, auf Um-

wegen das gefährliche Terrain zu gewinnen, aber der Graf vereitelte ihren Plan durch klug ausweichende Antworten.

Endlich nahm sie all ihren Muth zusammen, und ging direct auf ihr Ziel los.

„Lieber Freund,“ fing sie an, „Du weißt wohl, daß der gefahrvolle Augenblick für unser Kind herannaht?“

„Von welchem Augenblicke sprichst Du, und welches unserer Kinder meinst Du denn?“ entgegnete kalt der Präsident.

„Von unserer Blanche.“

„Und was weiter?“

„Du weißt wohl, in welchem Zustande sie sich befindet.“

„Die Gräfin Lascioli ist ganz selbstständig, und reich genug, womit könnte ich alter Mann ihr nützlich sein!“

„Wohl ist sie reich, aber sie steht allein. Daß dies Unglück sie getroffen hat, ist das ein Grund für uns, sie auch zu verlassen!“

„Was willst Du denn?“

„Daß Du sie hierher einladest.“

„Muß man sie erst hierher einladen? Ist sie hier nicht zu Hause, und weiß sie nicht, daß dieses Haus ihr offen steht, ob ich lebe oder nicht?“

„Gewiß; aber sie weiß auch, wie Du sie in Vielem mißbilligst, und sie möchte fürchten ....“

„Uebel aufgenommen zu werden?“

„Das nicht; aber daß ihre Anwesenheit Dir nicht angenehm sei.“

„Da irrt die Gräfin Lascioli. Eine heimkehrende Tochter wird stets am heimischen Herde gern gesehen.“

„Sie sollte nur solch ein gutes Wort von Deinen Lippen hören, oder es von Deiner Hand geschrieben sehen.“

„Wozu auch? Dergleichen ist so natürlich, daß ich nicht einsehe, wozu man es erst in Worte fassen soll. Die Gräfin möge kommen, es soll mich freuen, sie zu sehen.“

Die Präsidentin trat auf ihren Mann zu, ergriff seine beiden Hände, und sagte:

„Laß uns gut sein, und unsern alten Groll vergessen. Blanche war uns nicht, was wir von ihr wünschten. Wir hätten sie gern in unserer Nähe gehabt, wir hätten sie gern mit einem würdigen Gatten vereint gesehen, hätten sie gern im Kreise wohlgerathener Kinder, in segensreicher Thätigkeit, in einfachen, edlen Genüssen lebend, gesehen. Statt dessen heirathete sie zwei Männer, die vielleicht Achtung verdienten, aber in ihrer Lebensweise, ihren Ansichten dermaßen das Gegentheil von uns waren, daß wir uns nie mit ihnen einigen konnten.

„Sie führten in Folge dessen ein abenteuerliches Leben, ein Dasein voller Aufregungen, von dem wir Nichts mehr verstanden. Trotzdem ist die Gräfin Lascioli eine achtbare Frau, man kann ihr Nichts vorwerfen.“

Die Präsidentin war bei diesen Worten etwas blaß geworden. Sie fuhr fort:

„Nicht wahr, lieber Freund, man muß die Kinder ein wenig nachsichtig beurtheilen, sie nehmen wie sie sind, wenn sie doch schon selbst ihre Lebensweise vor Gott und vor der Welt zu verantworten haben?!“

Der Alte wollte antworten, aber er lächelte nur, als wollte er sagen: Ich habe mich noch von keiner Vertheidigung hinreißen lassen, so geschickt sie auch geführt war, rede Du nur zu, ich höre zu, denke mir mein Theil und handle darnach.

Die Gräfin ließ sich durch sein Schweigen nicht in die Flucht schlagen, sie fuhr fort:

„Sie bleibt doch unsere Tochter, und sie liebt uns so innig! sie ist unsere Tochter, und sie ist so gut! Wo findet man gleich ein so edles Herz! Und was hat sie begangen? Ihr lebhafter Geist, ihre warme Empfindung hat sie zu manchen Thorheiten hingerissen, aber wer könnte umhin, sie selbst noch in ihren Fehlern, zu lieben!"

„Du wünschest sie hier zu haben? Wohlan, sie möge kommen, wenn sie will, aber holen werde ich sie nicht."

„Denke an ihre Lage, liebster Freund. In hoffnungsvollem Zustande vor drei Monaten fiel ihr Mann im Duell, und sie stand allein in Italien; kehrte dann nach Paris zurück und wurde bedenklich leidend."

„Ich weiß wohl, daß sie ein buntes Leben geführt hat, reich an Begebenheiten."

Der Präsident sah bei diesen Worten seine Frau an, mit einem Blicke, der zu sagen schien: er wisse mehr als sie vermuthe.

Die Gräfin erbebte bei diesem Blicke, aber sie sagte dennoch mit bittendem Tone.

„Darf ich ihr schreiben?"

„Schreib ihr," antwortete der Präsident.

„Aber . . . ."

„Was willst Du noch?“

„Was soll ich von Dir sagen?“

„Nichts, es ist nicht nöthig.“

„Aber“ — die gute Frau ließ ihrer Tochter zu Liebe, ihre sonstige Zurückhaltung außer Augen und ließ alle Minen springen — „denkst Du nicht auch an das Kind, das kommen wird?“

„Im Gegentheil, ich denke daran und beklage es im Voraus.“

„Was sagst Du! Das ist nicht gut von Dir.“

„Wird die Mutter das Kind lieben?“

„Sie wird es vergöttern.“

„Es wird doch eine oberflächliche Liebe sein, die sie dennoch an den heimischen Herd nicht fesseln wird.“

„Hat sie denn auch eine rechte Heimat? Ihre Jugend war eine lange Trauerzeit; und wenn sie die soliden Eigenschaften einer Hausfrau eben nicht besitzt, muß dann das Kind darunter leiden?“

Jetzt ging die Thüre auf, der Vorhang wurde zur Seite geschoben und ein reizendes junges Mädchen erschien.

Es war Bertha.

Leicht wie ein Reh flog sie herein, und wer sie ansah, dem mußte der heitere Morgen noch einmal so schön erscheinen. Das strahlende Kinderantlitz leuchtete in unschuldiger Freude, und man sah ihm an, daß das holde Geschöpf kaum erst eine Ahnung hatte, wie schön sie sei. Ihr Wuchs war so untadelhaft, als ihr ganzes Wesen; schlank und dennoch entwickelt erschien sie in der Morgenfrische der Jugend.

Sie flog auf den Vater zu und küßte ihn auf die Stirne.

Die Mutter sah sie bedeutungsvoll an, beider Augen begegneten sich einen Moment, dann hatte die Tochter verstanden nnd wendete sich wieder zu ihrem Vater.

„Väterchen, Schwester Blanche langweilt sich in Paris, sie ist krank, warum schreibst Du ihr nicht, damit sie in unserer Mitte leiblich und geistig genese?“

„Ich soll an die Gräfin Lascioli schreiben? Die Frau Gräfin weiß ja den Weg nach Ravaux-Duquesne,“ sagte ironisch der Präsident.

Bertha näherte sich ihm schmeichelnd, nahm des Alten Kopf mit ihren beiden Kinderhänden und sagte mit trotzigem Lächeln:

„So werde i ch ihr schreiben, gleich.“

„Schreib', kleiner Dämon,“ antwortete der Präsident.

„Aber ich schreibe in Deinem Namen.“

„Das verbiete ich Dir.“

„Sieh' nur, Väterchen,“ sagte das holde Kind und setzte sich dem Alten auf das Knie, „willst Du denn, daß die arme, kleine Blanche in dem großen, ungastlichen Paris allein bleiben soll? Wie vereinsamt muß sie sich dort fühlen! Obendrein ist sie krank, vielleicht schwermüthig.“

Sie stand auf und sprach kurz und entschieden:

„Ich schreibe ihr.“

Der Präsident war halb besiegt, halb wollte er seine Niederlage nicht verrathen, und schwieg deshalb, — so konnte er sich noch zurückziehen, wenn er wollte.

Bertha saß schon an dem kleinen Pult von Rosenholz.

„Bertha, Bertha! Du darfst diesen Brief nicht abschicken.“

„Warum denn, Väterchen?“

„So schreibe, ohne mich zu nennen.“

„Das geht unmöglich.“

„Und schiebe mir dabei nicht etwa —“

Der Vater mußte unwillkürlich lächeln.

„So viel Empfindsamkeit in die Schuhe.“

„Väterchen, Du darfst über meinen Brief nicht urtheilen, ehe er fertig ist.“

Bertha schrieb wieder.

„Eine Nachschrift muß ich noch hinzufügen,“ sagte die kleine Schelmin, und schrieb rasch noch einige Worte unter ihre Unterschrift.

„Was hast Du da geschrieben?“

„Nur eine Nachschrift,“ sagte sie lachend.

„Was besagt denn Deine Nachschrift?“

„Ich schrieb Dir in Mama's und meinem Namen, und Papa läßt Dir auch sagen, Du mögest so bald als möglich zu uns kommen.“

„Ah, das habe ich nicht gesagt,“ protestirte der Präsident.

Bertha faltete den Brief, steckte ihn schnell in ein Couvert, siegelte ihn und schrieb mit feinen, zierlichen Zügen die Adresse.

Schnell zog sie dann die Glockenschnur und ein Diener trat herein.

„Victor soll diesen Brief auf die Post tragen, nicht wahr, Väterchen?“ sagte Bertha, blickte den Präsidenten

bittend an, und schien bereit, beim leisesten „Nein“ die Hände flehend zu falten.

Der Präsident zögerte, allein Bertha kam ihm zuvor und sagte:

„Gehen Sie nur!“

„Man thut, scheint mir, Alles nach seinem eigenen Köpfchen, he?“ sagte der Präsident, brachte es aber doch nicht bis zu seiner feierlichen Miene vom obersten Gerichtshofe her.

„Aber Väterchen!“ entgegnete die Kleine voll aufrichtigen Erstaunens, „Du sagtest mir ja selbst, ich solle schreiben.“

Der Vater mußte lachen, zog sein Töchterchen zu sich und küßte es auf die Stirne.

„Da sehe Einer unsere Tyrannen,“ sagte er.

„Die Haustyrannen!“ fügte Bertha lächelnd hinzu.

„Die man nicht los werden kann.“

„Ei was, Väterchen, Du bist nun schon so lange der Herr im Hause, daß —“

Bertha wurde durch den Eintritt eines Dieners unterbrochen, der auf einem silbernen Teller Briefe und Zeitungen brachte.

„Der Postbote!“ sagte der Präsident. „Ich dachte schon nicht mehr an ihn; mir scheint, er ist zu spät gekommen.“

„Nur um einige Minuten, Herr Graf.“

Die ältere Gräfin theilte die Sendung aus; sie reichte dem Gatten seine Zeitungen und Briefe hin, und

gab auch Bertha, die schon die Hand darnach ausstreckte, ihr Journal.

Der Präsident brach die Siegel und überflog mehrere Briefe; endlich beim letzten angekommen, sagte er:

„Diese Schrift kenne ich nicht,“ und suchte die Unterschrift.

„Der Doctor Sylvanes?“ fuhr er erstaunt fort. „Ich kenne ihn dem Namen nach, aber was kann er mir zu schreiben haben?“

Er las eilig und der Brief fiel ihm aus der Hand.

„Was gibt's?“ rief die Gräfin erschrocken.

Bertha eilte zum Vater, wagte aber nicht den Brief zu nehmen, der noch auf dem Teppich lag.

Der Präsident war sehr bleich geworden, und sagte leise:

„Man soll sich nie in seinem Leben auf Etwas freuen, denn statt der Freude erntet man nur zu oft Thränen.“

„Was willst Du damit sagen?“ fragte die Gräfin voll Unruhe und Sorge.

„Der Doctor Sylvanes schreibt mir, daß unsere Tochter sehr krank ist,“ sagte der Präsident mit bewegtem Tone. „Er ist ein Arzt von bedeutendem Rufe, und wird sich nicht täuschen.“

„Ist sie denn schwer krank?“ rief die Mutter.

„Ja,“ antwortete der Präsident achselzuckend.

Bertha hatte sich, bleich und erschrocken, in einen Fauteuil gesetzt, Thränen kamen ihr in die Augen.

„Aber dieser Arzt?“ fragte die Gräfin.

„Ist eine medicinische Größe in Paris.“

„Sagt er denn, daß die Krankheit gefährlich sei?"

„Lies selbst."

Der Präsident reichte seiner Frau den Brief des Doctors hin, und legte einen Finger auf die Lippen, als wolle er ihr sagen: „Mehr braucht sie nicht zu wissen."

Die Gräfin gab den Brief zurück und fiel ohnmächtig in einen Fauteuil.

Der Tag wollte im Schlosse Ravaux-Duquesne kein Ende nehmen, und mehrmals war der Graf auf dem Punkte, abzureisen.

Der Doctor Sylvanes hatte versprochen, daß bis zum Abende ein zweiter Brief eintreffen würde, der die genauesten Nachrichten enthalten sollte; es war somit das Klügste, diesen Brief erst abzuwarten.

Der Präsident war fest entschlossen, selbst den Abend noch abzureisen, wenn es dem Briefe nach rathsam erschiene.

Die Mutter war von tiefem Schmerze darniedergebeugt, und Bertha, das arme Kind, war von seinem eigenen Schmerze und dem Leid der Eltern ganz wider ihre Gewohnheit so ergriffen, daß sie kein Wort des Trostes, keine Hoffnung ihnen zuzusprechen wußte.

Sie hatte von jeher die Gräfin Lascioli leidenschaftlich geliebt, mit einer andern Innigkeit und Ergebenheit, als man sonst eine Schwester zu lieben pflegt.

Gegen Abend wurde ein Diener in die nächste Stadt dem Postboten entgegen geschickt. Der Abend verging unter Thränen, Erwartung und düsteren Ahnungen.

„Wenn wir sie nur hier gehabt hätten!" sagte die Gräfin traurig.

Dann zog sie Bertha in ihre Arme, küßte sie mit Thränen in den Augen und sagte:

„Du wirst nie erfahren, was Du mit ihr verlierst!"

Der Präsident runzelte die Brauen und blickte seine Gattin strenge an.

Es wurde immer drückender im Schlosse, man erwartete jede Minute den Brief, von dem so Vieles abhing.

Die Drei saßen wieder im blauen Salon, wo sie den heitern Morgen begrüßten; jetzt aber wagten sie kaum zu athmen und lauschten schweigend hinaus in den Park.

Die Uhr im Salon schlug sechs. Noch rührte sich nichts, der Diener war noch nicht zurückgekehrt.

„Bald werden wir jetzt eine Nachricht erhalten," sagte der Präsident, um seine Frau und Tochter aufzumuntern.

Der Zeiger an der Uhr rückte mit verzweifelter Langsamkeit von der Stelle, es dauerte eine Ewigkeit, bis er die Hälfte seines Kreises beschrieben. Nun wurde es drei Viertel, endlich sieben Uhr, und noch kam nichts.

Alle saßen schweigend und sahen sich an.

Langsam stieg die Nacht hernieder, tauchte die Bäume des Parkes allmälig in dichten Nebel und auch das Zimmer wurde dunkel.

Alle waren jedoch so in ihre qualvolle Erwartung vertieft, daß keines von den Dreien daran dachte, Licht zu begehren.

Schweigend, unbeweglich standen sie sämmtlich am offenen Fenster, hörten allerlei entferntes Geräusch von Thieren und Menschen, die sich zur Ruhe begaben, lauschten dem sanften Hauch des Abendwindes, und sendeten forschende Blicke den Bäumen entlang bis zu der Mauer, die den Park umschloß.

Der Weg war einsam, nur der Wind rauschte in den hohen Bäumen.

Endlich wurde auf der Straße ein Schatten sichtbar, der Präsident blickte mit scharfem Auge hinaus und sagte:

„Er ist's, er wird das Postpacket bringen, jetzt werden wir hören, was geschieht."

Der Diener trat ein und berichtete.

„Die Post ist angekommen, aber kein Brief für den Herrn Grafen."

„Unmöglich!" rief der Präsident. „Der Doctor hat bestimmt Nachricht versprochen, und es kann ihm nicht unbekannt sein, daß man bei solcher Gelegenheit mit zitternder Sorge auf eine Antwort wartet."

„Haben Sie genau nachgeforscht?" fragte die Gräfin den Diener dreimal nacheinander.

„Ich reise ab," sagte der Graf.

„Ja, ja, Vater, reise, verliere keine Minute."

„Welch' entsetzliche Nacht steht uns bevor!" sagte die Gräfin und wollte hinausgehen, um ihrem Gatten zur Reise behilflich zu sein.

Bertha hatte sich indeß weit aus dem Fenster gelehnt und forschenden Auges die ganze Gegend überblickt; sie stieß einen schwachen Schrei aus.

„Was hast Du denn, Bertha?“ fragte die Gräfin.

„Ich irre mich nicht,“ sagte sie bewegt.

„Was ist denn?“ fragte der Präsident.

„Ein Reiter fliegt im Galopp die Straße herauf und wendet sich nach dieser Seite.“

Der Graf eilte zum Fenster.

„Wirklich,“ sagte er, „der Reisende kann nur zu uns wollen.“

„Er kommt hierher?“ fragte die Gräfin.

„Gewiß.“

„Oder er müßte auf die Straße nach Breteuil abbiegen.“

„Nein, er kömmt,“ sagte Bertha, die gespannt lauschend am Fenster stand. „Da ist er am Gitter, er hält an, er läutet.“

„Licht!“ gebot schnell die Gräfin.

Die Lampe wurde hereingebracht und zugleich ein Reisender aus Paris angemeldet.

„Sein Name?“ fragte die Gräfin.

„Hier ist seine Karte.“

Der Präsident ergriff hastig das feine Kärtchen und las: „Doctor Sylvanes.“

„O, der Doctor ist's!“ rief Bertha aus, „dann ist sie gerettet!“

„Der Präsident zuckte die Achseln und murmelte für sich:

„Dann ist sie verloren.“

„Lassen Sie ihn eintreten,“ sagte die Gräfin.

Auf der Schwelle erschien jetzt der Doctor Sylvanes, verneigte sich vor dem Grafen, begrüßte die Gräfin, warf Bertha einen respectvollen Blick zu und trat mitten in das Zimmer.

„Wollen Sie nicht Platz nehmen, Herr Doctor, und sich ein wenig erholen, Sie scheinen sehr ermüdet zu sein," sagte der Graf.

Wirklich war der Doctor Sylvanes in Schweiß gebadet. Die Haare klebten ihm an den Schläfen und sein Gesicht war sehr bleich.

Er setzte sich in einen Fauteuil, der ihm nahe stand, und blickte um sich her, als wolle er sich vergewissern, daß er sich am rechten Orte befinde.

Die Gräfin trat auf ihn zu, blickte ihm in die Augen und sagte nur:

„Doctor?"

Dieser erwiederte salbungsvoll, indem er die Gräfin schmerzlich ansah:

„Der Arzt verläßt seine Kranken nur, wenn Gott sie ihm aus der Hand nimmt."

Der Graf wendete sich ab und weinte. Die Gräfin sank schluchzend auf ein Sopha.

Bertha aber schrie laut auf: „Sie ist todt!" fiel sogleich auf ihre Knie nieder, hob die gefalteten Hände empor und betete schluchzend mit überströmenden Thränen, ergriffen und doch stark in dem unerschütterlichen Glauben an eine bessere Welt und ein Wiedersehen nach dem Tode.

Der Doctor hatte sich still zurückgezogen.

Noch saßen die drei Schmerzgebeugten vereint, als abermals ein Diener eintrat und trotz der späten Stunde einen Gast meldete.

„Wir können Niemanden annehmen," antwortete der Präsident.

„Herr Paul ist es," bemerkte der Diener.

„Paul Dornay?" fragte der Graf noch schwankend.

„Ja, Herr Graf," antwortete der Diener.

„Er gehört ja fast zur Familie," bemerkte die Gräfin.

Bertha war trotz ihrer Thränen roth geworden.

Der Diener ging hinaus und ein schöner, junger Mann trat in den Salon.

Der Neuangekommene ist wohl der Beachtung werth, denn ihm ist eine bedeutende Rolle in unserer Geschichte beschieden.

Er war zwanzig bis zweiundzwanzig Jahre alt, wohlgebildet und kräftig in seiner ganzen Erscheinung. Sein jugendlich kräftiges Gesicht zierte ein feines, schwarzes Schnurrbärtchen, und seine Augen blickten treuherzig und voll Güte. Braune Locken umkräuselten die freundlichen Züge; man sah ihnen an, daß der Wind den ganzen Tag mit ihnen gespielt hatte. Sein netter, fast eleganter Jagdanzug, stand ihm vortrefflich, und fahlbraue Gamaschen umschlossen sein zierliches Bein.

„Verzeihen Sie, daß ich zu so später Stunde und in diesem Anzuge erscheine," fing der junge Dornay an, und hielt seine Jagdmütze in der Hand, „ich erfuhr die Trauerkunde, die Ihr Herz getroffen, soeben, als ich heimkehrte,

und eilte sogleich hierher, Ihnen meine Theilnahme zu bezeugen.“

„Ich danke Ihnen, Paul,“ antwortete der Graf, „unter zwei Frauen und einem Greise ist ein junges, starkes Herz willkommen, das unsere Verzweiflung überwinden helfen wird.“

Die Gräfin lächelte wehmüthigen Beifall zu den Worten ihres Gatten; Bertha warf ihrem Vater einen dankbaren Blick zu.

Dann blickte sie Paul sanft und liebevoll an, als ob seine Gegenwart ihr ein Trost sei, und dieser sendete ihr Blicke zu, in denen seine ganze Seele lag.

Es war ein stummer, lieblicher Verkehr, die Erstlingsblüthen einer innigen, gegenseitigen Neigung.

Das Herz bedarf einer Stütze in den Tagen des Schmerzes, und findet sie in seiner Liebe am liebsten.

Lieben! mit zwanzig Jahren! das ist ein Balsam, der alle Wunden der Seele heilt.

Bertha sah in Paul ihr ganzes zukünftiges Leben, alles Unaussprechliche und Herrliche, was sie davon träumte — und ein junges Mädchen lebt viel in Zukunftsträumen!

Die beiden Alten sahen Paul als den Sohn an, der ihnen die verlorne Tochter ersetzen, die Leere in ihrem Dasein ausfüllen sollte, die Blanche's Tod hinterlassen.

Schweigen herrschte im Salon, Alle gaben sich ihrer stummen Trauer hin, die Paul nicht stören wollte, und nur die Augen des jungen Paares begegneten sich.

Endlich wagte doch der junge Mann einige Worte:

„Ich war den ganzen Tag auf der Jagd.“

Der Graf schrak aus tiefem Sinnen empor, und erwiederte:

„Ah! und waren Sie glücklich?“

„Ganz und gar nicht.“

„Das ist ein trauriger Tag.“

„Diese Jagd wäre fast verhängnißvoll für mich geworden.“

„Ihnen?“ fragte der Graf mit etwas mehr Interesse.

„Urtheilen Sie selbst. Ein einziger Hase kam mir den ganzen Tag zum Schuß, und ich fehlte ihn. In der Dämmerung kehrte ich zurück, und wenige Schritte vom Schlosse entfernt, sah ich eine Schaar Rebhüner aufsteigen, ich gab Feuer — und im selben Augenblicke stürzt ein Reiter im Galopp hinter den Bäumen hervor — fast hätte ich einen Mord begangen, denn das Blei aus meinem Gewehre flog den Reiter um die Schultern.“

„Das war der Doctor Sylvanes!“ rief die Gräfin aus.

„Ich kannte den Menschen nicht, jedenfalls besaß er tüchtigen Muth, denn die Gefahr, der er soeben entgangen war, rührte ihn wenig, er flog wie ein Pfeil vorüber und rief mir nur ein Wort zu:

„Ungeschickter!“

„Der brave Doctor!“ sagte Bertha voll Theilnahme.

„Meine Geschichte ist noch nicht zu Ende.“

„Nun?“ rief der Graf erstaunt.

„Eine seltsame Begegnung muß ich Ihnen noch erzählen.

„Ein zweiter Reiter folgte dem ersten in einiger Entfernung. Kaum war der unglückliche Schuß verhallt, so hielt er auf seinem Pferde, faltete die Hände und blickte zum Himmel auf. Ich glaubte schon, er danke Gott für die Erhaltung des Ersteren. Aber Nichts davon, kaum war dieser in das Schloß verschwunden, als der zweite Unbekannte mich ansprach.

„Wohl sind Sie ungeschickt gewesen, Sie hätten diesen Mann tödten sollen.“

„Wie so, mein Herr?“ sagte ich empört.

„Das Schicksal hat Ihr Blei von seiner Brust abgewendet, hüten Sie sich, dieser Mann bringt Unglück über Sie.“

„Mit diesen Worten verfolgte er seinen Weg weiter und ließ mich nachdenklich zurück.“

„Das ist sonderbar,“ sagte die Gräfin.

„Es war ein Verrückter,“ sagte Bertha.

„Ein Thor, der Sie mystifiziren wollte,“ fügte der Graf hinzu.

„Nein, des Mannes Worte klangen wie bitterer Ernst, aus verdüsterter Seele. Ich fürchte Nichts für mich, aber Ihretwegen, Bertha's wegen, ist mir doch der Zufall nicht gleichgültig.“

„Gott schützt uns!“ sagte das junge Mädchen.

„Ich will Ihnen zur Seite stehen,“ sagte muthig der junge Mann.

„Uebrigens ist der Doctor ein angenehmer Mann,“ fügte die Gräfin hinzu.

„Wir müssen ihm dankbar sein, für den Beweis seiner Theilnahme und Ergebenheit, den er uns durch sein Hierherkommen gegeben,“ schloß der Präsident.

Die Erwartung.

Die Familie Ravaux-Duquesne begab sich an diesem traurigen Abende zeitig zur Ruhe, auch der Docter Sylvanes hatte sich in dem Zimmer eingerichtet, das man ihm angewiesen; er bedurfte der Ruhe am dringendsten. Noch am anderen Morgen war er wie zerbrochen, und die Unmöglichkeit einer Weiterreise lag klar am Tage.

Mehrere Nächte am Krankenbette zugebracht, die Reise von Paris bis zur Dauphiné, theilweise zu Pferde, hatten selbst seine robuste Constitution erschüttert.

Als der Graf ihm in seiner Theilnahme fast Vorwürfe machte, antwortete der Doctor Sylvanes ganz einfach:

„Es drängte mich zu Ihnen.“

Er mußte sich endlich erklären, wie er es habe möglich machen können, Abends acht Uhr eine Nachricht selbst zu bringen, die am Abende vorher noch ungewiß war.

Er hatte am Morgen, sobald die Gräfin Lascioli den letzten Seufzer ausgestoßen, an die Familie geschrieben und dann nach den dringendsten Anordnungen sogleich sich auf die Reise begeben, um — wie er sagte — der trostlosen Familie selbst die schmerzliche Nachricht zu überbringen, damit der Schlag sie nicht so tödtlich treffe, auf den er sie durch den Brief vorbereiten wollte.

„Warum eilten Sie aber so sehr,“ fragte der Präsident, „wenn doch schon Alles vorüber war? Was that dies zur Sache, ob wir ein wenig früher oder später unseren Verlust erfuhren?“

„Wohl wahr, allein ich wußte, daß Sie meinen Brief am Morgen erhalten haben würden, und am Abend einen zweiten erwarteten. Ich dachte mir Ihre Unruhe, Ihre Sorge und Angst, Ihre schmerzliche Erwartung — ich dachte mir, die Ungewißheit sei zehn Mal qualvoller als ein schmerzlicher Schlag und ich eilte so schnell hierher, um Ihnen zu sagen, daß jede Hoffnung vorüber sei, und um Ihnen Trost einzusprechen.“

„Wir verstehen Sie und danken Ihnen,“ sagte der Präsident mit Thränen in den Augen.

„Um so mehr, als die Zeit eines Arztes kostbar ist und er ihr Opfer nicht scheute, um ein gutes Werk zu vollbringen,“ fügte die Gräfin hinzu.

„Was ich that, Frau Gräfin, ist unbedeutend und verdient nicht so großen Dank. Aber um Alles in der Welt hätte ich den letzten Wunsch einer Sterbenden nicht unerfüllt lassen mögen.“

„Unsere Tochter selbst bat Sie darum?“ rief die Gräfin aus.

„Die Gräfin Lascioli würde nicht ausdrücklich darum gebeten haben, allein sie sah wohl, daß ich schon ihre Andeutungen verstand und ihren Wünschen nachkommen würde.“

„Sie wollte, daß Sie selbst zu uns kommen sollten?“

„Fern von Allen, die mich lieben und mir angehören, werde ich sterben,“ sagte sie, „und wie werden die Meinigen meinen Tod erfahren!“

„Nun? und weiter?“ drängte die Gräfin.

„Ich fragte die Sterbende und erfuhr, daß es sie am meisten betrübte, Niemanden zu wissen, den sie zu Ihnen senden könnte. Schreiben Sie selbst, Doctor, sagte sie und meinte, ich, der bis zum letzten Augenblicke bei ihr war, würde nicht so kalt als ein Fremder eine solche Nachricht mittheilen. Ich sah ihr an, daß Sie gern einen Freund zu Ihnen gesendet hätte, der von ihr sprechen, ihre letzte Stunde erzählen könne, und erbot mich zu dieser Sendung — die arme Frau drückte mir schweigend die Hand. Darauf sprach sie wenige Worte mehr und schien beruhigter dahinzuscheiden.“

„Aber das Kind, Doctor,“ sagte die Gräfin mit leisem Tone.

„Ist todt!“

„Das arme, kleine Wesen!“

„Es starb *vor* der Mutter,“ sagte der Doctor mit leichter Betonung.

Diese Bemerkung fiel dem Präsidenten auf und er warf einen eigenthümlichen Blick auf den Doctor Sylvanes.

„Da das Kind der Gräfin vor ihr gestorben war, so erbte diese natürlich das Vermögen, das von dem Vater auf dasselbe übergegangen war; und nach dem Tode der Gräfin mußte das ganze Einkommen von sechszigtausend Francs auf deren Eltern zurückfallen.

Der Präsident war Menschenkenner, er schien Etwas hinter den Worten des Doctors zu argwöhnen; dieser suchte sogleich den Eindruck zu verwischen, und fügte hinzu:

„Denn vor Allem suchte ich die Mutter zu retten.“

Die Gräfin und Bertha gaben sich ganz ihrem Schmerze hin, sie weinten den ganzen Tag und gingen schwarz gekleidet, mit langen Trauerschleiern, in die Kirche, wo sie Stundenlang knieten und beteten.

So vergingen einige Tage, in deren Verlaufe die Gräfin mitunter die heftigsten Anfälle krampfhafter Verzweiflung hatte. Dann umfaßte sie wohl Bertha, küßte sie heftig und rief jene räthselhaften Worte wieder, über die Bertha nicht weiter grübelte:

„Ach, armes Kind, Du weißt nicht, was Du verloren hast!“

Einmal hörte der Doctor diese Worte; da überflog ein kaum bemerkbares Lächeln seine Lippen, und er sah die Gräfin an, als wolle er sagen, er habe sie wohl verstanden.

Der Doctor Sylvanes verbrachte diese Tage in dem kleinen Familienkreise, erholte sich von seiner Abspannung und suchte sich inzwischen durch seinen gebildeten Geist und seinen feinen Umgangston so angenehm als möglich zu machen.

Er war vier und dreißig Jahre alt, schien aber nicht älter als dreißig zu sein, ein schöner Mann mit imponirender Gestalt, an dem Alles von Kraft und Ausdauer sprach, bis auf einen etwas müden Zug um die Augen, der von geistiger Arbeit herrühren mochte. Er verstand Frauen zu fesseln, und wurde ihnen nicht selten gefährlich.

Er war wohl über die Jugend hinaus, aber um so mehr Würde und feine Zurückhaltung lag in seinem Wesen. Durch den Umgang mit Frauen hatte er sich jene angenehmen, liebenswürdigen Manieren angeeignet, die man bei Männern nur ausnahmsweise findet. Sein jugendliches Gesicht hatte in der Praxis noch an Ausdruck und Sanftheit gewonnen, während bei andern Aerzten im beständigen Kampfe mit den menschlichen Leiden das Gegentheil stattfindet.

Ein feingezeichnetes Bärtchen zierte seine frische Lippe, und sein oft zu feuriger Blick verschleierte sich gern hinter langen, schwarzen Wimpern.

Seine Stimme klang sanft und einschmeichelnd und er verstand, der Unterhaltung einen ungemeinen Reiz zu geben, indem er Ernst mit Plauderei auf's Angenehmste zu vermischen, sich als Gelehrter und liebenswürdigen Gesellschafter zugleich zu zeigen wußte.

Ob der Doctor Sylvanes wirklich ein großer Arzt war, das ist schwer zu sagen. Ob er wichtige Entdeckungen gemacht hatte und ein Oberpriester jenes geheimen Cultus war, der unersättlich von seinen Anhängern neue Opfer des Studiums erfordert? Wir wissen Nichts davon. Gewiß ist nur, daß er ein beliebter und berühmter Arzt geworden war, indeß andere Aerzte von seinem Alter sich erst allmählig in die Welt einführten, und dazu bedurfte er allerdings besonderer Gaben.

Bei den Frauen als Hausarzt eingeführt zu werden, ihr Vertrauter, gleichsam ihr Beichtvater zu werden, in das Innerste des Hauses, der Verhältnisse blicken zu dürfen und bei jeder Gelegenheit als Tröster und Helfer begehrt zu werden — das erfordert eine eigenthümliche Persönlichkeit; wenige Aerzte sind dazu geschaffen.

Der Doctor Sylvanes baute sich so eine glänzende Zukunft auf — nur Eines fehlte ihm noch dazu: eine glänzende Heirat. Daran dachte er allen Ernstes und arbeitete daran im Stillen.

Sein Aufenthalt im Schlosse Ravaux-Duquesne hatte sich länger ausgedehnt, als er selbst anfangs hoffen ließ. Er wäre gern noch länger dortgeblieben, aber er sah keine Möglichkeit, länger den Ansprüchen zu entgehen, die seine ausgebreitete Praxis an ihn machte. Seine Abwesenheit durfte nicht auffallen — seine Pflichten riefen ihn. Er sprach also von Abschiednehmen, und die Gräfin antwortete theilnehmend:

„Ich glaube Ihnen, daß ein Arzt ganz besonders ernsten Pflichten genügen muß und sich nicht selbst ange-

hören darf. Er gehört der ganzen Menschheit an. Hat er einmal den dornenvollen Lebensweg betreten, so muß er ohne Zaudern vorwärts. Er muß beständig bedenken, daß die kleinste Nachlässigkeit oder Vergeßlichkeit seinerseits einen Mitmenschen das Leben kosten kann."

„So fasse ich meinen Beruf auf," sagte der Doctor.

Indessen vergingen nochmals einige Tage, ehe er sich entschloß, zu reisen, und er versprach wenigstens, wiederzukommen.

Der Präsident hatte keine Lust, nach Paris zu reisen, und machte den Doctor zum Bevollmächtigten seiner Erbschafts-Angelegenheiten nach der Gräfin Lascioli.

Der letzte Tag vor seiner Abreise neigte sich zum Abende. Der Doctor Sylvanes befand sich in dem Zimmer, das man ihm eingeräumt, er hatte seinen Koffer gepackt, und alle Vorbereitungen getroffen, damit er den Abend ruhig mit der Familie verleben und am andern Morgen mit dem Frühesten abreisen könne.

Er war fertig, zündete sich eine Cigarre an, lehnte sich aus dem Fenster und betrachtete ruhig das schöne Landschaftsbild.

Die Sonne senkte sich langsam hinter den hohen Baumgruppen des Parkes hinab; Purpurschimmer verbreitete sich allmählig über den Horizont. Ein sanfter, lauer Windeshauch flüsterte im Laube, rauschte in dem grünen Dickicht, und entführte den Akazien einen weißen und rothen Blüthenregen.

Der Doctor Sylvanes war indeß weit entfernt, seine Seele friedlich in die Betrachtung der Natur zu

versenken, seine Gedanken arbeiteten in dieser scheinbaren Ruhe.

Plötzlich leuchtete sein Blick auf, sein Auge blickte scharf in einer Richtung — ein Lächeln spielte um seine Lippen. Er hatte in einer entfernten Allee des Parkes die junge Bertha erblickt, die dort einsam und traurig ihren Gedanken nachhing.

Die erste Heftigkeit des Schmerzes war vorüber und hatte sich in sanfte Wehmuth aufgelöst. Das arme Kind suchte die Einsamkeit und die stillsten grünen Winkel, um dort ihren melancholischen Erinnerungen sich hinzugeben.

Sie hatte ihre Schwester mit fast ausschließlicher Innigkeit geliebt, und in ihr alle Vorzüge vereint gefunden. Sie war noch zu jung, um ihre Schwächen beurtheilen zu können, auch hatte sie von ihren Thorheiten nie etwas erfahren, und bewunderte nur die Charaktergröße, den edlen Stolz, der ihre Lippe kräuselte, und das warmfühlende Herz, das allem Schönen und Großen offen stand.

Kein Wunder, daß sie diesen ersten und großen Verlust tief und schmerzlich empfand.

Der Doctor Sylvanes beobachtete von seinem Fenster aus das junge Mädchen, das in Gedanken verloren auf und ab ging, er folgte ihr mit seinen Blicken, wie das Raubthier, welches seine Beute nicht aus den Augen läßt.

Lange sah er ihr schweigend zu — endlich stand er langsam auf, warf einen raschen Blick in den Spiegel und

ging die kleine Wendeltreppe hinunter, nach der Südseite des Parkes zu.

„Was ich unternehme, ist vielleicht etwas gewagt, aber die Gelegenheit ist da, man muß sie beim Schopf fassen. Uebrigens bleibt mir keine Wahl, ich muß vorbereiten, was später geschehen soll.“

Der Doctor ging in den Park und begegnete der jungen Gräfin wie zufällig, sie wendete sich unwillkührlich ab, als schäme sie sich, in ihrer Trauer überrascht worden zu sein.

„Verzeihen Sie,“ sagte der Doctor und machte ein Gesicht, als thäte es ihm leid, hier nicht willkommen zu sein, obgleich er diese Begegnung nicht gesucht hätte und doch nicht umhin könne, sich ihrer zu freuen.

„Ich störe Sie gewiß in Ihren Betrachtungen, Herr Doctor. Ich möchte nicht schuld sein am Tode eines Ihrer Patienten,“ sagte das junge Mädchen lächelnd und wollte sich entfernen.

„Sie können nur Leben und Freude bringen, und in Ihrem Herzen allein ruhen Hilfsmittel, die alle Aerzte der Erde vergebens in ihrer Wissenschaft suchen,“ entgegnete der Doctor.

Sie verstand nicht oder wollte nicht verstehen — sie erröthete und wollte sich zurückziehen.

„Sehen Sie, ich störe *Sie*,“ sagte der Doctor.

„Keineswegs; aber meine Mutter erwartet mich, ich wollte eben zu ihr gehen, als wir uns begegneten.“

„Erlauben Sie, so begleite ich Sie zu der Frau Gräfin,“ sagte Sylvanes und bot dem jungen Mädchen

seinen Arm das nicht wußte, ob sie ihn annehmen oder ausschlagen sollte.

Sie gingen eine lange, schattige Allee entlang, die in geschwungener Linie bis zum Schlosse führte.

„War meine Schwester schon lange krank?“ frug Bertha.

„Leider schon lange,“ antwortete der Doctor.

„Ich kann meine Gedanken von dieser schrecklichen Begebenheit nicht losmachen, beständig steht die Sterbestunde meiner Schwester mir vor Augen. Wie sehr mußte sie leiden!“

„Versuchen Sie, liebes Kind, die traurigen Bilder von Sterben und Tod aus Ihren Gedanken zu bannen,“ sagte der Doctor mit liebevollem Tone, und versuchte immer vergebens, Terrain zu gewinnen.

„Ich kann mich mit dem Gedanken an den Tod gar nicht befreunden.“

„Er steht Ihnen auch zu ferne in Ihrem glücklichen Alter, wo das ganze Leben mit den Schätzen, die es Ihnen bringen soll, noch erwartend an der Schwelle steht. Sie, im Schmucke Ihrer Jugend, Ihrer Schönheit und Ihres Reichthums sollen nur lachenden Bildern von Liebe und Glück Eingang in Ihre Seele verstatten.“

Diese Worte weckten einen verwandten Klang in ihrer Seele, oder erinnerten sie an süße Träume — sie seufzte leise und senkte das Haupt.

Der Doctor fuhr fort:

„Bald wird ein neues Leben für Sie beginnen, ein neues, weiteres Dasein vor Ihren erstaunten Blicken sich entrollen.“

„Ich verstehe Sie nicht.“

„Werden Sie sich nicht verheiraten?“

„Ich mich verheiraten?“

„Gewiß.“

„Davon war noch nie die Rede.“

„Verzeihen Sie, mein Fräulein,“ sagte der Doctor mit verlegener Miene, als bedauere er, so geredet zu haben. „Ich glaubte aus einigen Worten der Frau Gräfin abnehmen zu dürfen, daß von einer Heirat die Rede sei. Ich habe mich getäuscht.“

„Ja, mein Herr, Sie täuschten sich.“

„Sprechen wir nicht mehr davon.“

„Wie kommen Sie aber nur darauf?“

„Einige Worte ließen mich voraussetzen — aber ich irrte mich.“

„Herr Dornay ist unser Nachbar. Sie sehen sein Schloß zur Rechten, wenn Sie auf der Straße nach Paris sich zum Kreuz von Maison-Neuve wenden. Der junge Mann besucht uns öfters, mein Vater kennt ihn seit seiner Geburt, er war mein Spielkamerad — das ist Alles.

„Gewiß, ich täuschte mich,“ sagte der Doctor lächelnd.

Sie waren jetzt dem Schlosse schon bis auf wenige Schritte nahe gekommen, der Doctor Sylvanes lenkte in die längste der Alleen, die dorthin führte.

Dann drückte er respectvoll, aber wie in verhaltener Erregung den Arm des jungen Mädchens, und sprach mit gemachter Bewegung und gedämpfter Stimme:

„Bertha, ich habe Ihre Schwester vor zehn Jahren auf einer Reise nach Italien kennen gelernt, ich habe sie geliebt, wie man nur ein Weib lieben kann. Jahrelang hat diese heiße Liebe mein Leben verdüstert, denn ich war ihr zu jung; sie glaubte nicht, daß meine Liebe stark genug wäre, mit ihr die Zukunft zu erobern. Sie liebte ein abenteuerliches Leben voll bunter Abwechslung, und ich gehörte dem einsamen, ernsten Studium, dem Forschen nach Wahrheit. Wir konnten einander nicht angehören; ich konnte sie ihrem glänzend heitern Leben nicht entführen. Als ich sie zum letzten Male in Venedig sah, saß sie schlummernd hinter den seidenen Vorhängen ihrer reich verzierten Gondel und fuhr zum Palast Turci, wo die Sirenenstimme eines wohlgestimmten Orchesters sie rief, wo der Thron sie erwartete, der der Schönsten gehört. Sie entschwand meinen Blicken, tanzte wohl die ganze Nacht und bezauberte alle Herzen — ich aber fuhr einsam dahin, und verließ Venedig und meine Liebe für immer!"

„Wie, so sehr liebten Sie meine Schwester?" sagte Bertha schüchtern und bewegt.

„Ja, und nur der Zufall ließ mich sie wiederfinden, vor wenigen Tagen, als der Tod schon über ihrem Haupte schwebte."

Beide schwiegen einige Augenblicke und gingen langsam weiter, auf das Schloß zu.

„Meine Wissenschaft vermochte sie nicht zu retten. Sie selbst hatte ihre Natur überboten durch ein zu fieberisch aufgeregtes Leben. Ich litt sehr, als ich sie wiederfand, um sie sogleich noch einmal zu verlieren, doch mehr noch wurden meine alten Schmerzen in ihrer Tiefe aufgeregt, als ich Sie, Bertha, zum ersten Male sah."

„Mich?"

„Ja, Sie!"

„Sie sprechen wohl von meiner Schwester?"

„Sind Sie nicht ihr leibhaftiges Ebenbild? In Ihrem Alter strahlte sie noch im vollen Glanze ihrer Jugend und Schönheit, damals hatte noch kein tieferes Leiden sie berührt — so kannte ich sie als Marquise Parthenay. Aber so fand ich sie als Gräfin Lascioli nicht wieder; erst hier, in Ihnen, erschien mir dieses geliebte Wesen."

„Mein Herr!"

„Lassen Sie mich Ihnen sagen, Bertha, wie sehr Sie Ihrer Schwester gleichen, wie jeder Zug, der Blick Ihres Auges, das Lächeln so ganz jenem entzückenden Bilde gleicht. Ich lese Ihre Seele darin! Verzeihen Sie mir! Fast wäre ich Ihnen zu Füßen gesunken, als ich Sie erblickte. Heiß stieg es mir zum Herzen, zehn Jahre entschwanden, als wären sie nie gewesen, und ich stand Derjenigen gegenüber, die ich so innig geliebt hatte ... Ich fand meine geliebte Blanche, jünger, schöner, liebenswerther wieder, fand sie in holder, ländlicher Einsamkeit."

Des Doctors Taktik war jedenfalls eine gewagte, aber es blieb ihm keine andere übrig. Unter welchem Vorwande hätte Sylvanes nach den wenigen Tagen, die er in

ihrer Nähe verlebte, ihr einreden können, daß er sterblich verliebt in sie sei? Auf diese Weise konnte er jedoch die leidenschaftlichsten Redensarten anbringen, ohne dadurch Bertha zu beleidigen oder zu verletzen.

Bertha zitterte an allen Gliedern, und suchte ihren Arm von dem des Doctors loszumachen.

„Mein Herr!" sagte sie; „diese Sprache ... wenn meine Mutter ..."

Da ertönte die Glocke, die zum Diner rief.

„Verzeihen Sie, mein Fräulein," sagte Sylvanes und verneigte sich respectvoll vor dem jungen Mädchen, „ich fühle, ich habe mich hinreißen lassen, von Gefühlen zu sprechen, welche die Erinnerung an die Vergangenheit allzu lebhaft herauf beschworen."

„Mein Herr," sagte Bertha, „es rührt mich, daß Sie sich meiner Schwester so lebhaft erinnern."

„Verzeihen Sie mir?"

„Was hätte ich Ihnen zu verzeihen," entgegnete sie mit schwachem Lächeln. „Sie glaubten zu meiner Schwester zu sprechen, Sie glaubten in Ihrer Freundschaft für sie, sie leibhaft vor sich zu sehen. Die Phantasie hat schon zuweilen ähnliche Täuschungen veranlaßt."

Der Doctor Sylvanes biß sich auf die Lippen.

„Sie ist nicht leicht zu besiegen," dachte er, „und birgt eine starke Seele unter der kindlichen Hülle."

Er wollte sich jedoch nicht werfen lassen, und sich besonders für die Zukunft den Weg offen halten, darum fing er wieder an:

„Ich danke für Ihre Nachsicht und nehme die Verzeihung von Ihrem milden Herzen dankbar entgegen. Aber ich trage auch eine tödtliche Wunde von dieser Stelle mit mir, die nie im Leben in meinem Innern ausheilen wird."

„Ich verstehe Sie nicht," murmelte die junge Gräfin und beeilte ihren Schritt.

„Bertha," sprach jetzt der Doctor mit ernstem Tone und tiefem Ausdruck, „ich reise morgen ab, und sehe Sie nur im Kreise Ihrer Familie wieder; ich werde Sie nicht mehr sprechen können. Bevor ich Ihnen Lebewohl sagen muß, lassen Sie mich Ihnen bekennen, daß ich Sie liebe. Behalten Sie meine Worte in Ihrem Herzen, damit Sie wissen, was Sie zu thun haben, wenn ein Anderer Ihre Hand begehren sollte, ein Anderer zu Ihren Füßen sitzen, Ihren Wünschen leben, an Ihrem Blick mit Seligkeit hängen wollte, als ich, der Sie seit zehn Jahren geliebt, und das Gelübde gethan hat, keiner Anderen mehr mit einem Blicke anzugehören."

Das junge Mädchen war blaß geworden, es wollte sprechen und brachte kein Wort heraus, es wollte sich aus den Armen des Doctors losmachen, schob ihn mit der Hand zurück, und so erschien es der Gräfin Mutter, die sich in diesem Augenblicke näherte, als ob sich Bertha auf den Doctor stütze.

„Wir waren schon besorgt um Sie," sagte sie, ihrer Tochter und dem Doctor entgegentretend.

„Die junge Dame wurde plötzlich ein wenig unwohl," erklärte der Doctor, „aber Gott sei Dank, sie erholte sich schnell und der Arzt war ihr zur Seite."

„Tausend Dank, Herr Doctor," sagte die Gräfin, dann sah sie ihre Tochter an:

„Du bist wirklich ganz blaß."

„Es ist nichts, Mama, eine Täuschung, eine Einbildung."

„Fürchten Sie nichts, mein Fräulein, stützen Sie sich auf meinen Arm, ich wette, Sie werden speisen wie sonst."

„Ihre Zuversicht tröstet mich," sprach die Gräfin mit einem zärtlichen Blick auf ihre Tochter, und flüsterte dem Doctor in's Ohr:

„Sie ist nicht stark, zuweilen ängstige ich mich, sie möchte auch eine so reizbare Natur, wie ihre Schwester haben."

„Fürchten Sie nichts," erwiederte der Doctor.

„Sie wechselt öfters so schnell die Farbe, es wandelt sie mitunter eine Schwäche an, eine Ohnmacht . . . ."

„Ich sage Ihnen, es ist nichts zu besorgen."

„Blanche hat uns in diesem Alter durch dieselben Symptome beunruhigt."

„Die Gräfin Lascioli starb in Folge einer Unvorsichtigkeit, eigentlich ward sie das Opfer fortgesetzter Unvorsichtigkeit, und nicht ihrer schwächlichen Constitution.

„Ich werde suchen, einen genauern Einblick in die Körperzustände dieses jungen Wesens zu erhalten, und Ihnen heute Abend meine Ansicht darüber mittheilen."

„Thun Sie das, Doctor, noch vor Ihrer Abreise, wenigstens können Sie mir dann Ihren Rath ertheilen. Denken Sie, wir sind schon alt, wir haben nur sie allein.

Wenn wir auch sie verlieren, so gäbe es für uns kein Gut mehr auf dieser Erde."

„Beruhigen Sie sich," sprach der Doctor und bot der Gräfin seinen Arm, sie in den Speisesaal zu begleiten, „bis jetzt sehe ich nichts Besorgnißerregendes. Sie ist nur ein wenig zart, wie ihre Schwester auch war, aber das läßt sich ändern."

Er lächelte wieder.

„Sie wollen uns bald verlassen?"

„Morgen Früh."

„Schon?"

„Heute Abend werde ich zum letzten Male bei Ihnen speisen."

„Könnten Sie uns nicht noch einige Tage ....“

„Ich bedaure aufrichtig, Ihre Güte nicht länger in Anspruch nehmen zu dürfen, doch der Arzt hat geheiligte Pflichten, und wer weiß, wie wichtige Aufgaben in Paris meiner warten?"

„Ich will Sie nicht drängen. Vergessen Sie aber Ihr Versprechen nicht."

„Ich werde mich nur zu gern daran erinnern, Frau Gräfin, und mit Freuden wieder einkehren, wo Sie mich so gütig aufgenommen haben, trotzdem ich der Ueberbringer der traurigsten Botschaft war."

Der Graf wartete schon im Speisesaale, das Diner war aufgetragen, Alle setzten sich zu Tische.

„Sie verlassen uns also morgen?" frug der Graf.

„Ich bedaure unendlich, Ihr gastliches Haus verlassen zu müssen, Herr Graf."

Das Mahl wurde unter trübem Schweigen eingenommen; die Trauer hatte noch zu große Macht über die ganze Familie, um die mindeste Heiterkeit durchblicken zu lassen.

Nach dem Diner gingen Alle in das Wohnzimmer, und die Unterhaltung beschäftigte sich mit verschiedenen allgemeinen Dingen.

Es war gegen acht Uhr, als die Thür aufging und ein Diener Herrn Dornay anmeldete.

Der junge, liebenswürdige Mann trat herein und begrüßte die Familie mit achtungsvoller Herzlichkeit.

Der Doctor Sylvanes stand auf, der Graf stellte die Herren einander vor und sie begrüßten sich.

„Ein allerliebster junger Mann!“ flüsterte der Doctor der Gräfin in's Ohr.

„Er ist der Sohn eines intimen Freundes,“ antwortete die Gräfin.

„Er wohnt in Ihrer Nähe?“

„Zehn Minuten von uns entfernt.“

Der Doctor sah Bertha an, sie wurde blaß.

„Der junge Mann gefällt Ihnen?“ frug die Gräfin den Doctor.

„O sehr.“

„Gut, beobachten Sie ihn noch genauer und sagen Sie mir Ihr Urtheil über ihn.“

„Aber Sie selbst ....“

„Wohl, ich kenne ihn selbst sehr genau, aber da es sich vielleicht um ernste Entscheidungen handelt ....“

Der Doctor verstand und sagte zu sich:

„Ich habe mich also nicht getäuscht.“

Während der kurzen Unterhaltung, die zwischen der Gräfin und dem Doctor mit leiser Stimme geführt wurde, wandte sich der junge Dornay zu Bertha, mit ihr ein Gespräch anzuknüpfen, diese aber sagte rasch:

„Lassen Sie mich, ich kann jetzt nicht mit Ihnen sprechen.“

„Warum? Sie sind heute so eigenthümlich, ganz anders als sonst.“

„Ich werde Ihnen später erklären . . .“

„Dieser Fremde . . .“

„Der Fremde . . . lassen Sie mich . . . später . . .“

„Bertha, es ist mir so ungewohnt, daß Sie . . .“

Dabei sah der junge Mann sie an und erschrak über den tiefen Ernst in ihren Zügen so sehr, daß er inne hielt und sich zurückzog.

Sein Blick begegnete dem Auge des Doctors, und er war zu aufrichtig und natürlich in seinem ganzen Wesen, um seine heftige Bewegung ganz verbergen zu können.

Bertha bemerkte diese stumme Begegnung und erbleichte noch mehr.

„Mein Gott,“ rief der junge Mann aus, und stürzte, alle Vorsicht vergessend, auf Bertha zu, „Sie sind unwohl!‘

„Nein, nein.“

„Aber sie sind ganz blaß . . .“

Auch die Gräfin stand erschrocken auf, aber der Doctor kam ihr zuvor, war schnell an Bertha’s Seite und nahm,

indem er kalt „Verzeihen Sie“ sagte, des jungen Dornay Platz ein.

Dieser stand einen Augenblick unentschlossen und trat dann auf den Doctor zu.

„Ich bin der Arzt!“ entgegnete dieser mit Emphase, und der junge Mann mußte zurücktreten.

Bei der Annäherung des Doctors stieß Bertha einen schwachen Schrei aus, und wurde ohnmächtig.

„Mein Gott, was mag ihr sein!“ rief Dornay verstört.

Der Doctor Sylvanes aber wendete sich zu ihm:

„Ich hatte schon einmal die Ehre, Ihnen zu erklären, daß ich Arzt bin.“

„Ja, lieber Freund,“ sagte die Mutter und faßte Berthas Hände, „seien Sie unbesorgt, ich bin da, ihre Mutter, und ich bin ruhig, denn der Doctor Sylvanes ist bei mir.“

Der Doctor schrieb eilig einige Worte auf ein Blatt Papier, läutete einem Diener, und befahl ihm, augenblicklich das Verlangte herbeizuholen.

„Es wird doch keine Krankheit sein, Doctor?“ fragte die Gräfin voll Angst.

„Nein, Frau Gräfin, seien Sie außer Sorge, in einigen Stunden wird dieses Unwohlsein spurlos verschwunden sein.“

„Einige Stunden ....“

„Ja gewiß, das ist keine gewöhnliche Ohnmacht.“

Das junge Wesen wurde sorglich auf ein Sopha gebettet und der Doctor Sylvanes setzte sich dicht daneben.

Es herrschte eine bange Stille.

Endlich kam der Diener zurück, der Doctor mischte einen Trank und gab ihn tropfenweise der Bewußtlosen ein.

Starr und bleich stand der junge Dornay da, und brachte kein Wort über die Lippen; die Gräfin war außer sich vor Schmerz, und nur der Doctor behielt seine ruhige Besonnenheit, beschäftigte sich mit der Leidenden und schien befriedigt von dem Erfolge; er sprach:

„Jetzt ist sie gerettet!"

„Wie?" sagte die Mutter entsetzt, „war denn mein Kind in Lebensgefahr?"

Der Doctor legte statt aller Antwort einen Finger auf die Lippen.

„Was geben Sie ihr denn da?" fragte Paul, den Doctor näher tretend, und warf einen mißtrauischen Blick auf den Trank, den der Letztere fortwährend eingab.

Der Doctor aber hob sein Haupt empor mit stolzer Geberde, und sprach:

„Ich sage Ihnen nun zum dritten Male, daß ich Arzt bin."

Spät am Abende kam Bertha endlich wieder zu sich.

Am andern Morgen stand der Doctor Sylvanes um acht Uhr reisefertig, obgleich er in der Nacht nicht geschlafen hatte. Seine Abreise war nicht mehr zu verschieben.

„Wie? Sie reisen ab? und meine Tochter? . . ." rief die Gräfin aus.

„Seien Sie überzeugt, Frau Gräfin, daß ich Sie nicht verlassen würde, wenn nicht dringende Pflichten mich nach Paris riefen. Sobald ich kann, kehre ich zu Ihnen zurück. Die junge Gräfin ist außer aller Gefahr. Auf meinem Tische finden Sie die nöthigen Verordnungen. Nur Eines möchte ich noch erwähnen . . .“ er zögerte.

„Sprechen Sie es aus, Doctor.“

„Entfernen Sie den jungen Mann . . .“

„Herrn Dornay?“ fragte die Gräfin erstaunt.

„Ja.“

„Warum?“

„Glauben Sie mir, jede Erregung schadet jetzt dem jungen Mädchen, nur Einsamkeit und Stille, nebst Ihrer mütterlichen Pflege, sind ihr jetzt heilsam, und wirken mehr als alle Mittel.“

„Es soll geschehen, was Sie verordnen.“

„Ich danke Ihnen.“

„Und Sie?“

„Ich werde in einigen Tagen wieder hier sein,“ antwortete der Doctor, und verabschiedete sich mit ehrfurchtsvoller Verbeugung von der Gräfin und dem Grafen, der soeben in das Zimmer trat.

Auf der Schwelle begegnete er Paul Dornay, der sich um das Befinden der Kranken zu erkundigen kam. Die beiden Männer begrüßten sich kalt.

„Nächstens gilt es uns Beiden!“ sagte Sylvanes zu sich.

Der Sohn des Enthaupteten.

Sylvanes hatte dem edlen Paare auf dem Schlosse Ravaux-Duquesne nicht die wahren Gründe gesagt, die ihn drängten, nach Paris zu reisen. Es mochte nichts Geringes sein, was seinen Geist beschäftigte.

Der Morgen war kalt und neblig, und er trieb sein Pferd zur Eile an, um sich durch die rasche Bewegung zu erwärmen. Doch bald versank er in Gedanken und Speculationen, er spornte sein Pferd nicht mehr an und ließ den Zügel auf dessen Nacken sinken. Das Pferd ging denn auch im Schritt und schnaufte sich aus.

Wie ein Blitzstrahl war ein kühner Plan in Sylvanes Kopf entstanden, indem er das seltsame Geheimniß vernahm, das die Gräfin Lascioli in ihrer Betäubung ausplauderte. Der Plan wollte aber wohl erwogen sein, und seiner Ausführung standen nicht geringe Hindernisse entgegen.

Er war so in den Besitz eines Geheimnisses gelangt, das die Ehre der Familie in seine Hände gab, und war

fest entschlossen, es zur Erreichung einer glänzenden Zukunft zu benützen.

Die Ravaux-Duquesne waren ohnehin reich, und mußten durch den Tod ihrer ältesten Tochter zu Millionären werden. Bertha, jetzt ihre einzige Tochter, hatte eine bedeutende Mitgift zu erwarten, und nach dem Tode ihrer Eltern ein großes Vermögen. Die reiche Erbin war obendrein schön und besaß alle Eigenschaften, durch welche eine Frau in der Welt zu glänzen pflegt, ungerechnet, daß sie einem der angesehensten Adelsgeschlechter angehörte.

Wenn es dem Doctor gelang, sich in diese Familie zu drängen, so erlangte er dadurch unmittelbar Reichthum und Ansehen in einem Grade, als er es nie zu erringen gehofft.

Zuerst aber brauchte er zu der Erreichung dieses Zweckes die Einwilligung des Grafen und der Gräfin Ravaux-Duquesne, und diese war ihm durch das Geheimniß sicher.

Schwerer war es schon, das Herz des jungen Mädchens zu erobern. Aber er wußte sehr gut, welche angenehme Persönlichkeit er sei, wie seinem einschmeichelnden Wesen und seinem imponirenden Geiste kein Mädchen von sechszehn Jahren zu widerstehen verstand.

Ein weiteres Hinderniß auf seinem Wege war der liebenswürdige Jüngling, dieser Paul Dornay, der vielleicht in Bertha's Herzen schon Liebe erweckt hatte. Sylvanes war jedoch nicht der Mann, sich durch ein solches Hinderniß abschrecken zu lassen — es mußte biegen oder brechen.

In Paris, auf dem Quai Billy Nr. 32, lag das bedeutendste Hinderniß für Sylvanes Pläne — Fesseln, wie schon Lavinia gesagt hatte, die nicht leicht zu brechen waren. Marguerite und ihr Kind waren nicht leicht los zu werden; der Doctor aber mußte doch wohl Rath wissen, denn er lächelte nur verächtlich und zuckte die Achseln bei dem Gedanken.

Die Lage der Dinge schien dem Doctor durchaus nicht verzweifelt zu sein, im Gegentheil schwellte ein siegreich kampflustiges Gefühl seine Brust, und die Thore des Glückes einer besonnten, herrlichen Zukunft thaten sich auf vor seinen Blicken. Sein Herz schlug in heftiger Erregung, es drängte ihn vorwärts, dem Glücke entgegen!

Da plötzlich faßte ein jäher Schreck sein Herz, zuckte über seine Stirne, die sich wieder verdüsterte, seine Züge veränderten sich, tiefe Verzweiflung spiegelte sich in ihnen.

Ein Gedanke, eine Erinnerung klopfte an das stolze Gebäude seiner Zukunft, daß es in Staub zu seinen Füßen rollte; wie ein Medusenhaupt grinste ihn ein furchtbares, unüberwindliches Hinderniß an.

Der Doctor trug einen falschen Namen, den er nur entlehnt hatte — und seinen wahren Namen zu nennen, den Namen eines gerichteten Mörders — der bloße Gedanke daran trieb ihm das Blut in die Wangen.

„Erbärmliches Schicksal," sagte er zähneknirschend, „entsetzliche Erbschaft der Schande! Mein Name muß für immer verschwinden, denn jene Familie, die mich in ihre Mitte aufnehmen soll, würde entsetzt vor mir zurückweichen, wenn sie ihn vernähme. Sylvanes, der falsche Sylvanes

wird geschätzt, gefeiert, überall gern empfangen. Der Sohn des Mörders, des Enthaupteten, wäre ein geächteter Mann, den Jene von ihrer Schwelle jagten! Ich muß Georg Sylvanes sein und bleiben; ich muß die Papiere und das Bürgerrecht des wahren Sylvanes haben. Ich werde ihm Geld bieten, viel Geld, damit er für immer verschwinde. Warum bin ich nicht eines rechtschaffenen Mannes Sohn! Gott, Du gabst mir einen starken Geist, festen Muth und tiefe Sehnsucht in das drängende Herz — warum stelltest Du mich mit einer Hand den Besten gleich und warfst mich mit der andern tief unter die Verworfenen? Doch nein, Du stießest mich nicht hinab, das that nur das Vorurtheil — jene ansteckende Krankheit der überverfeinerten menschlichen Gesellschaft. Ihr gegenüber bin ich der Sohn des Mörders, nicht mehr der berühmte Arzt, der aufgeklärte Geist — wenn ich unter meinem wahren Namen vor ihr erscheine. Ihr gilt mein Haß; ihre Verachtung will ich ihr mit Qualen und Thränen heimzahlen!"

Ehrgeiz und Haß gossen neues Feuer in Sylvanes Adern, er spornte sein Pferd an und flog mit ihm die einsame Landstraße entlang.

Nach achtstündigem Ritte hielt er an, sich eine kurze Rast zu gönnen, machte sich aber beim Einbruche der Nacht wieder auf den Weg und kam ohngefähr um zehn Uhr in einem ziemlich dichten Walde an. Der Wind rauschte in den hohen Gipfeln, kein Lichtstrahl wies dem einsamen Reisenden seinen Weg. Vorsichtig ließ er sein Pferd im Schritt gehen, um die Richtung nicht zu verlieren. Plötzlich stand es aber still.

Der Doctor drückte ihm die Sporen in die Weichen, das Pferd aber bäumte sich und wollte nicht vorwärts.

Zugleich gebot eine rauhe Stimme, deren Klang den Doctor erschreckte. „Absteigen!“

Sylvanes hörte die Stimme zwei Schritte vor ihm, aber er konnte die Person nicht erkennen, der sie angehörte, so finster war die Nacht.

„Herunter vom Pferde!“ befahl das unbekannte Individuum abermals mit rauherer und gebietenderer Stimme.

Das böse Gewissen macht gewöhnlich feige, unterdrückt den natürlichen Muth und räth zur Flucht, denn es fühlt sich beständig bedroht von der Gerechtigkeit im Himmel und auf Erden.

Der Doctor Sylvanes blieb jedoch fest sitzen, er überwand den ersten Schrecken und der Muth gab ihm seine Geistesgegenwart zurück.

Rasch griff er in seine Satteltaschen, spannte den Hahn seiner Pistolen und richtete deren Mündungen der Gegend zu, von wo die unangenehme Stimme sich hören ließ. Das war das Werk weniger Sekunden.

Bevor er jedoch losdrücken konnte, ergriffen zwei eiserne Fäuste seine Hände und drückten sie wie zwei Schraubstöcke als sollten sie zerbrechen. Der Doctor stieß einen Schmerzensschrei aus und ließ die Waffen fallen. Einer solchen Riesenkraft gegenüber, die ihn so leicht überwältigte, beschlich ihn tödtlicher Schreck, eiskalt lief es ihm über den Rücken.

„Was wollt Ihr von mir?“ fragte er mit erstickter Stimme.

„Zuerst weiter Nichts, als daß Ihr still seid, und thut was ich sage,“ anwortete die Stimme trocken.

„Ihr wollt mein Geld? Nehmt es und laßt mich ziehen.“

„Von Eurem Gelde ist nicht die Rede,“ antwortete der Unbekannte, „steigt ab und folgt mir.“

„Aber“ . . . .

Jetzt wurde Sylvanes von zwei mächtigen Armen ergriffen, vom Pferde gehoben wie ein Kind und auf den Weg niedergestellt; dabei rief die Stimme:

„Jetzt marsch vorwärts.“

Der Doctor stand einen Augenblick verblüfft über dies seltsame Vorgehen, er antwortete und rührte sich nicht.

„Ich habe gesägt vorwärts, marsch!“ wiederholte die Stimme.

„Ich thue keinen Schritt, wenn ich nicht weiß . . .“ fing der Doctor muthig an. Er konnte jedoch seinen Satz nicht vollenden; die beiden Arme schlangen sich wieder um seinen Leib und hoben ihn empor, er fühlte, daß er durch die Luft fortgetragen werde.

„Wer seid Ihr endlich, was wollt Ihr von mir?“ rief der Doctor sichtlich beunruhigt.

„Bald werdet Ihr das erfahren,“ anwortete die geheimnißvolle Stimme.

Sylvanes war tapfer, aber doch überwältigte ihn Angst und Schrecken, als er sich dergestalt in der Gewalt eines Menschen fühlte, dessen Züge er nicht unterscheiden,

dessen Absichten er nur möglich ahnen konnte. Es schien ihm außer Zweifel, daß es auf sein Leben abgesehen sei und nur um den Mord bequemer vollbringen zu können, trug der Entsetzliche ihn in den dichteren Wald.

Konnte nicht Jemand seine ehrgeizigen Pläne errathen haben? Vielleicht sollte er erst auf der Folter sein theures Geheimniß verrathen!

Vielleicht hatte Lavinia einen Mörder gedungen? hatte sie ihm nicht am Schmerzenslager der Gräfin Lascioli Tod und Rache geschworen!

Eine Reihe von dunklen Vorstellungen und Schreckbildern durchzog des Doctors Gemüth; er hielt sich für verloren.

Indessen stieg der Unbekannte mit dem Doctor durch Dick und Dünn, sprang über Gräben und Schluchten, und brach mit seiner lebendigen Last durch Gebüsch und Zweige.

Endlich kamen sie auf einer Lichtung an. Der Mond war aufgegangen und sandte sein falbes Licht durch schwere, dunkle Wolken.

Sylvanes warf jetzt einen Blick auf seinen Riesen und konnte einen Ausruf nicht zurückhalten.

Es war der Malaie, Bockar, der Diener Robert Mortlocks.

Der Doctor schauderte. Er versuchte sich aus Bockar's Armen loszumachen, aber dieser umschlang ihn noch fester, es war als lege sich ein eiserner Reif um seine Glieder.

Sylvanes knackten die Glieder, er stieß einen heisern Schrei aus. Er wurde todtenblaß, denn ihm fiel das entsetz-

liche Versprechen ein, das der Malaie bei der Gräfin Lascioli seinem Herrn gegeben hatte,

„Wenn ich Dir sage, Du sollst diesen Menschen tödten?“ hatte Mortlock gefragt, und der Malaie kalt geantwortet:

„So tödte ich ihn.“

Gewiß hatte er jetzt den blutigen Auftrag aus seines Herrn Munde erhalten, und führte ihn in blindem Gehorsam aus, fühllos wie das unerbittliche Schicksal.

Sylvanes fühlte sich vernichtet, die Schwungkraft seines Geistes, seines Muthes war gelähmt.

Dennoch wollte er l e b e n um jeden Preis.

Wie schrecklich, mit vierunddreißig Jahren, mit der Aussicht auf die glänzendsten Güter des Lebens, in irgend einem obscuren Waldeswinkel umgebracht zu werden!

Lächelnd stand Bertha, das reizende, lebendige, hochgestellte Wesen, die reiche Erbin, vor ihm in sonniger Ferne und streckte die Arme nach ihm aus — und hier die scheußliche Wirklichkeit, das abschreckende Gesicht des Malaien dicht vor seinen Augen, das ihm den Tod in aller Häßlichkeit sinnbildlich darstellte.

Sterben? nein, nein! Er wand sich verzweifelt in des Malaien Armen und zwanzig Rettungspläne schossen ihm in einer Minute durch den Kopf.

Wie wäre es aber möglich gewesen, solche Bande zu brechen! wie denkbar zu kämpfen, zu fliehen?

Plötzlich schoß ein Strahl von Freude und Hoffnung durch des Doctors Herz.

Er hatte gefunden! er war gerettet!

Ruhig und geduldig ließ er sich jetzt von dem Riesen weiter tragen, wie ein Lamm zur Schlachtbank.

Heimlich aber fuhr er mit einer Hand in eine Tasche, zog ein kleines Kristallfläschchen heraus, entstöpselte es vorsichtig, und hielt es dann dem Malaien unter die Nase.

Nach Verlauf einiger Minuten fühlte Bockar eine unendliche Mattigkeit in seinen Gliedern, seine Augenlieder senkten sich und er schien seine Last nicht mehr tragen zu können.

Zweimal stand er still und suchte die Schlafsucht zu bewältigen, die sich seiner bemächtigte, zweimal schritt er wieder vorwärts und der Doctor machte keinerlei Versuch, sich von ihm loszuwinden.

Der Malaie stand zum dritten Male still, schwankte und schien sich nicht mehr aufrecht halten zu können, er riß gewaltsam die Augenlieder in die Höhe, die ihm unwiderstehlich zufielen, dann streckte er die Arme aus und fiel endlich zur Erde wie ein todtgeschlagener Stier.

Sylvanes war auf freien Füßen, all' sein Schrecken war verflogen, und er lachte im Stillen über das gute Mittel, wodurch er sich Bockar's entledigt hatte; er sah lächelnd den Gewaltigen zu seinen Füßen liegen, und wünschte ihm eine gute Nacht.

Jetzt suchte sich aber der Doctor zu orientiren, um so bald als möglich die Landstraße wieder zu gewinnen. Er fand einen Fußpfad durch das Dickicht, der bald zu einer Lichtung im Walde führte.

Ein röthliches Licht schimmerte durch die Büsche. Sylvanes ging bis an den Rand der Lichtung und ein Ausruf der Ueberraschung entfuhr ihm, als er sie überblickte. Dort brannte ein Reisigfeuer, an dem auf einem Felsblocke ein Mann saß, einsam, den Kopf auf die Hand gestützt.

Es war Robert Mortlock.

„Sehr gut," murmelte Sylvanes. „Jener war nur der Arm, das fühllose Werkzeug; dieser aber ist der gebietende Geist, der Mörder in der That!"

Er schritt muthig vorwärts bis in die Mitte der Lichtung, und stand bald dem schweigsamen Manne am Feuer gegenüber.

„Da bin ich," sprach er.

„Sie?" rief Mortlock erstaunt.

„Sie glaubten, mich wohl nicht lebend wiederzusehen!"

„Wo ist Bockar?" fragte Robert beunruhigt.

„Da unten liegt er," antwortete der Doctor ruhig und wies mit der Hand nach der Richtung.

„Er ist todt!" schrie Mortlock schmerzlich.

„O nein, er schläft nur. In kurzer Zeit wird er frisch und munter sein. Das ist aber ein grober Kerl! Sie haben da einen schönen Spießgesellen."

„Einen Spießgesellen?"

„Gewiß. Wollten Sie mich nicht ermorden?"

Mortlock sagte nichts als „O!" und blickte mit schmerzlichem Lächeln zum Himmel auf.

„Sei dem, wie ihm wolle; ich suchte ihn los zu werden, wie es gehen wollte, und etwas Chloroform, das ich ihn einathmen ließ, genügte, den Herkules zu Boden zu werfen.“

„Wenigstens sind Sie da.“

„Ich fürchte Sie nicht.“

„Ich hatte Bockar befohlen, Sie hierher zu bringen.“

„Und er packte mich und trug mich hierher. Das ist eine seltsame Manier, Jemanden zu einer Zusammenkunft einzuladen.“

„Lassen wir das und sprechen wir von etwas Wichtigerem.“

„Ich bin ganz Ohr,“ sagte der Doctor leichthin.

Robert stützte wieder den Kopf in beide Hände und schwieg eine kleine Weile.

„Lassen Sie hören,“ fing Sylvanes wieder an.

Da nahm Robert die Hände von seinem bleichen Gesicht, blickte den Doctor voll an und sprach trostlos:

„Albert Delbos, haben Sie nie Ihrem Vater geflucht?“

Wie vom Blitz getroffen bebte der Doctor zurück, so unerwartet kam ihm diese Anrede, wie ein schreckliches Ereigniß.

Starr, unbeweglich, mit offenem Munde blieb er einen Augenblick stehen, als wäre er zur Salzsäule geworden.

Noch einmal wiederholte Mortlock die Worte, die den Doctor so erschreckt hatten, dieser aber sprang auf Mortlock zu und packte ihn heftig am Arme.

„Bei welchem Namen nennen Sie mich!“ rief er in der heftigsten Erregung.

„Sind Sie nicht Albert Delbos, der Sohn des Enthaupteten, des Mörders?“

„O Schande und Schmach!“ schrie der Doctor mit verstörten Blicken und wildem Ausdrucke, und rang verzweifelt die Hände.

Robert sah seine Verzweiflung mit tiefem Mitleid und sprach mit bewegtem Tone:

„Warum schmerzt Sie das gar so sehr, Albert?“

„Sie wissen meinen Namen und Sie leben noch?“ brüllte der Doctor in ohnmächtiger Wuth und suchte vergebens eine Waffe.

„Der Unglückliche!“ rief Mortlock aus.

„Wer meinen Namen weiß, muß sterben!“ knirschte der Doctor.

„Besinnen Sie sich, Georg Sylvanes!“ sprach Robert wieder.

Der Doctor schien durch diese Anrede wirklich zu sich gekommen, er fuhr sich mit der Hand über die Stirn, als wolle er die bösen Anfechtungen verscheuchen, und sagte leise:

„Ich bin ein Thor!“

„Leider ein Thor, denn früher waren Sie schuldlos, und jetzt lastet ein Verbrechen auf Ihrer Seele.“

„Schon wieder Lavinia's Anklage.“

„Mein Herr, ich weiß Alles. Wie ist es möglich, daß Sie so schwere Schuld auf sich laden konnten? Ich

kannte Sie, als Sie zwanzig Jahre alt waren; damals waren Sie gut, aufrichtig und hatten ein edles Herz."

„Damals war ich glücklich," entgegnete der Doctor bitter.

„Ich war gut, weil mir die Welt entgegenlachte; ich war edel, weil ich frei mit gehobener Stirne einhergehen konnte, ich war rechtschaffen, weil ich die Menschen noch nicht als ungerecht, niedrig und verfolgungssüchtig kennen gelernt hatte. Mein Vater stand geachtet vor der Welt da, und sein Blut, das nachher auf dem Schaffot vergossen wurde — wenn Sie doch Alles wissen — schrie noch nicht um Rache wider mich."

Sylvanes Stimme zitterte bei diesen Worten, er verschluckte die Thränen, die ihm in den Augen brannten.

„Georg!" rief Robert mit schmerzlicher Theilnahme.

„Nennen Sie mich Albert Delbos! Diese Bäume ringsum werden meinen Namen nicht weiter sagen. Was hatte ich denn begangen, daß mich die Welt verstieß, mir auswich wie einem Geächteten? Verbrecherblut rinnt in seinen Adern, sagten sie. Als rechtschaffener Mann für einen Schelmen gehalten zu werden, das konnte ich nicht aushalten. Mag denn die Hölle mir dienstbar werden, wenn ich kein reiner Mensch sein darf."

„Sie haben Ihre Mission falsch verstanden, mein Herr. Ihnen lag es ob, den Namen wieder zu Ehren zu bringen, den Ihr Vater mit Verbrechen und Blut befleckt hatte. Welch eine edle und schöne Aufgabe liegt darin!

— Sie üben einen Beruf, der vieler Menschen Leben in Ihre Hand gibt, Ihnen war es gegeben, des Vaters Verbrechen zu sühnen. Hatte Ihr Vater zehn Menschen um's Leben gebracht, so hätten Sie dreißig dafür dem Leben zurückerkauft, welch' herrliches Opfer, welch eine göttliche Mission! Wenn Sie Ihre erhabene Wissenschaft, Ihr ganzes Leben, Ihr Herzblut auf dem Altare dieser Religion geopfert hätten. Sie hätten den Namen, der durch Ihren Vater sich im Schmutze des Verbrechens gewälzt, auf ein Piedestal erhoben! Ein so erhabenes Ziel, Georg, Sie hätten es erreichen können!"

„Die Welt hätte mir das doch nicht verstattet; nur unter falschem Namen erlangte ich einen Ruf."

„Wenn auch! Sie hätten mit der Zeit die Maske dieses falschen Namens fallen lassen und der ungerechten Welt, auf Ihren Werth gestützt, zugerufen: Sehet her, der Eurem Wohl sich voll Hingebung opfert, er, den Ihr hoch erhebt, ist der Sohn jenes Delbos, des Gerichteten! Und die Menschheit, so gleichgiltig sie sonst ist, würde Ihre edle That begriffen und den Namen Delbos fortan wieder geehrt haben."

„Die Welt ist zu alledem zu herzlos, sie kennt kein Erbarmen. Man hätte mich selbst dann fallen lassen, mich nicht mehr gekannt, ich war und blieb der Ausgestoßene!"

„Selbst dann noch hätten Sie Ihr gutes Gewissen gehabt und Gott zum Beistande!"

„Gott, das Gewissen, ja, das ist allerdings Etwas; aber verhilft mir das wohl zu den Glücksgütern, die mein

Herz begehrt? Kann es mir eine Entschädigung bieten für Ruhm und Ehre, für den Besitz eines geliebten Weibes, für ein Leben auf der Höhe des Daseins? Nein! Sehen Sie, also treten Sie mir nicht auf meinem Wege entgegen. Ich will alles Erreichbare besitzen, oder gar nichts. Die Menschen traten mich in den Staub, und ich bekämpfe sie dafür mit jenen Waffen, die mir die Wissenschaft verlieh. — Ihre eigene Schwäche oder Dummheit liefert sie mir in die Hände, und geht es nicht anders, so besiege ich den Widerstand des Schicksals durch Gift. Ich habe mein Leben nicht selbst mir vorgeschrieben, das Schicksal wollte es so! Gehen Sie mit Ihrer thörichten Opferwilligkeit; mich treibt mein Schicksal vorwärts, zu Glück und Ehre!"

„Oder zum Schaffot!" murmelte Rudolf dumpf. „Ach nein, nicht zum Schaffot, der Sohn soll nicht wie sein Vater enden!"

Sylvanes verließ den einsamen Träumer, fand bald die Straße und sein Pferd wieder, und flog mit Sturmeseile nach Paris.

Robert war trauriger als je. Er suchte endlich seinen armen Malaien auf, der noch in seiner Betäubung an der Erde lag, und schüttelte ihn. Bockar richtete sich mühsam auf, schüttelte seinen großen Kopf, rieb sich die Augen und sah seinen Herrn erschrocken an.

„Herr, ich that, was ich konnte," fing er endlich an. „Der Doctor ist aber kein gewöhnlicher Mensch, er hat

die bösen Geister in seiner Gewalt, und gebot ihnen, mich niederzuwerfen."

Robert mußte über die kindliche Vorstellungsweise des Malaien lächeln.

„Wohin gehen wir jetzt, Herr?" fragte Bockar.

„Nach dem Schlosse Ravaux-Duquesne," antwortete Mortlock.

Des Doctors Geheimniß.

Zwei Tage sind verflossen.

Wir begeben uns in das Cabinet eines Geschäfts-Agenten in der Rue du Roule Nr. 9, in welchem zwei Männer in angelegentlichem Gespräch beisammen saßen.

Der eine der Beiden konnte vierzig bis fünfundvierzig Jahre zählen. Sein dünnes Haar spielte stark in's Graue, er hatte eigentlich feine Züge und kluge Augen, aber der gemeine und niedrige Ausdruck, der um seinen Mund spielte, verdarb wieder Alles und ließ ein gefährliches Individuum in ihm vermuthen. Er war in seinem ab-abgeschabten Rocke der wahre Typus jener Blutsauger, welche die Schuldner unerbittlich ausziehen und die Gläubiger um den besten Theil ihres Besitzthumes zu bringen wissen.

Der Mann hieß Aristide Renaudot.

Sein Gefährte war nicht schöner; er besaß ebenfalls spärliches Haar, ein eckiges, faltenreiches Gesicht, dünne, gekniffene Lippen und einen gewaltig großen Mund.

Es war der Banquier Ochard-Krauß; er frägte jetzt begierig:

„Sie haben also einen Brief von Doctor Sylvanes erhalten?"

„Ja," antwortete Renaudot, er verheißt mir ein vortreffliches Geschäft."

„Ah, ah!" rief Ochard-Krauß, und rieb sich die Hände.

„Der Antheil ist schon bestimmt; hundertfünfzigtausend Francs bekommt Jeder."

„Von uns Beiden?"

„Ja!"

„Und was bekömmt der Doctor?"

„Eine reizende Frau! eine enorme Mitgift und eine Verbindung mit einer der angesehensten Familien."

„Es handelt sich also um eine Heirat?"

„Ja, um eine Heirat," bestätigte jetzt ein Dritter, der eben eintrat.

„Der Doctor!" schrie Ochard-Krauß auf.

„Sylvanes!" sprach Renaudot.

„Ochard-Krauß," sprach Sylvanes, „ich brauche hunderttausend Francs; Renaudot, ich muß in acht Tagen den Namen und die Legitimationspapiere des wahren Georg Sylvanes haben, denn ich kann mich zur Verlobung mit einem reichen, adeligen Fräulein nicht als Albert Delbos, den Sohn eines Hingerichteten präsentiren."

„Was geben Sie mir für meine hunderttausend Francs?" fragte der Banquier.

„Und was bekomme ich für die Papiere, die ich Ihnen verschaffen soll?“ fragte der Agent.

„Ich biete Ihnen hundertfünfzigtausend Francs Jedem.“

„Angenommen, aber die Garantie?“ fragte Renaudot.

„Ja, die Garantie?“ bestätigte Ochard-Krauß.

„Besteht in einem Geheimniß!“ sagte Sylvanes.

„Was wollen Sie damit sagen?“ fragten die Beiden zugleich.

„Ein Geheimniß, das eine ganze Familie in Euere Macht gibt.“

„Polichinelle's Geheimniß wahrscheinlich!“ murmelte Renaudet.

„Oder König Midas' Geheimniß,“ fügte der Banquier hinzu.

„Die langen Ohren fehlen Euch wahrlich nicht,“ sagte der Doctor.

Renaudot lachte.

„Zur Sache, kommt zur Sache!“ warf der Banquier mit scharfem Tone ein.

„So hört wohl,“ sprach der Doctor.

„Und Sie wollen jene angesehene Familie nach Ihrer Pfeife tanzen lassen?“ fragte Renaudot.

„Das weniger, obwohl ich sonst die Musik liebe.“

„Was beabsichtigen Sie eigentlich?“ frug Ochard-Krauß wieder.

„Ich will eine Mitgift von zwölf- bis fünfzehnhundert Francs heiraten.“

„Das ist wirklich eine gute Idee!“ sprach der Agent bewundernd.

„Eine vortreffliche Idee!“ sprach der Banquier erfreut.

„Wir theilen!“ sagte Renaudot.

„In drei Theile,“ fügte Ochard-Krauß hinzu.

„Natürlich,“ bestätigte Sylvanes.

„So heiraten Sie geschwind!“ rieth der Banquier.

„Das will ich auch,“ sagte der Doctor. „Aber um die stolze Erbin zu freien, die mein Herz ersehnt, brauche ich das Bürgerrecht des wahren Sylvanes, das ist Ihre Aufgabe, Renaudot, mir das herbeizuschaffen; und ferner muß ich hunderttausend Francs haben, um meinen Ansprüchen gemäß auftreten zu können — das geht Ihre Casse an, mein lieber Ochard-Krauß.“

Die beiden Geschäftsmänner sahen einander bedenklich und fragend an.

„Lassen Sie zuerst Ihr Geheimniß hören!“ sagte Renaudot.

„Kennen Sie die Ravaux-Duquesne?“ fragte der Doctor und rückte sich einen Sessel herbei.

„Eine angesehene Familie!“ rief der Agent aus.

„Ich würde ihr den letzten Franc aus meiner Casse geben!“ bestätigte der Banquier.

„Bevor sechs Monate in's Land gehen, wird Bertha von Ravaux-Duquesne Frau Doctorin Sylvanes sein!“ sagte der Doctor mit der größten Bestimmtheit.

Die beiden Frager machten große Augen.

„Hören Sie also! Zuerst unterzeichnen Sie aber, Ochard-Krauß, einen Bon auf Ihre Casse, auf hunderttausend Francs lautend, welchen Sie, Renaudot, so lange

zu sich nehmen, bis ich meine Geschichte zu Ende erzählt habe. Sie geben mir dann den Bon und erhalten einen Wechsel von mir auf zweimalhundert und fünfzigtausend Francs, zahlbar in sechs Monaten. Wenn Sie mir die Papiere bringen, Renaudot, so gebe ich Ihnen als Entschädigung eine Obligation auf hundertfünfzigtausend Francs, sie brauchen auch Ochard-Krauß nur den Ort anzugeben, wo sie gegenwärtig sind, oder die Mittel, um sich ihrer zu bemächtigen.

Der Banquier besann sich eine kleine Weile; dann schrieb er den verlangten Schein und übergab ihn dem Agenten, und dieser gab seinem Geschäftsfreunde ein versiegeltes Blättchen, dessen Inhalt dieser wahrscheinlich kannte.

„Haben Sie sich jetzt gegenseitig sichergestellt?“ frug Sylvanes etwas ironisch.

„Vollkommen,“ antwortete der Agent; „aber was verlangen Sie für Garantie von uns?“

„Ich?“ frug Sylvanes.

„Ja!“ antworteten die Beiden.

„O, ich habe Euch Beide in Händen.“

„Wieso?“ fragten sie erschrocken und erbleichend zu gleicher Zeit.

„Erschrecken Sie nicht!“ entgegnete der Doctor ruhig; „ich sage nur ganz einfach, daß ich Ihr alter Bekannter bin, Renaudot, und das Gift kenne, das Sie so a tempo zum Witwer gemacht hat. Sie, Ochard-Krauß, hatten sich in den Kopf gesetzt, während des Krimkrieges auf die Baisse zu speculiren, und das bekam Ihnen übel. Der Kaiser Nikolaus starb, die Papiere stiegen plötzlich um

fünf Francs und Ihre Casse war gänzlich leer. Sie sollten schon executirt werden, da producirten Sie einen Schuldschein von Ihrem Onkel, der Ihnen fünfmalhunderttausend Francs garantirte. Die Unterschrift des Onkels wollten zwar Verschiedene bezweifeln, und jener gute Mann würde auch wohl seltsame Aufklärungen herbeigeführt haben, — aber plötzlich überfiel ihn ein Schlagfluß, der ihn schleunigst in's Jenseits beförderte. Ich öffnete ihm eine Ader, und that mein Möglichstes, ihn zu retten — aber vergebens."

Das edle Paar saß todtenbleich, Ochard-Krauß zitterte an allen Gliedern.

Renaudot stieß einen tiefen Seufzer aus, erhob den Kopf ein wenig und sprach:

„Ich sehe wohl, wir Drei sind einander werth, erzählen Sie uns Ihre Geschichte, Sylvanes, hier ist der Bon auf hunderttausend Francs."

„Da ist Renaudot's Billet," fügte der Banquier hinzu, und suchte Muth zu fassen.

„Dieses Vertrauen ehrt uns zwar nicht besonders, aber es ist unerläßlich unter uns. Hört mich also an.

„Der Graf Ravaux-Duquesne war früher Präsident des obersten Gerichtshofes in Lyon, ein äußerst angesehener Mann. Damals besaß er nur eine einzige Tochter, die nachherige Gräfin Lascioli, die ein reizendes, junges Mädchen von fünfzehn Jahren war.

„Die gräfliche Familie führte ein stilles, häusliches Leben und sah wenig Besuche bei sich. Der Graf war ein

Mann von den strengsten Grundsätzen, ein rechtschaffener Richter, der die Zerstreuungen der Welt nicht liebte.

„Es gibt altadelige Familien, in denen die Tugend gleichsam erblich geworden ist, deren Stammbaum kein Flecken entehrt. Solche pflegen aber auch zu glauben, daß die Jahrhunderte lang bewahrte Tugend ein Schild sei gegen jede Versuchung, und ein Fehltritt unter ihnen unmöglich.

„Blanche von Ravaux-Duquesne war in den reinsten und erhabensten Grundsätzen der christlichen Religion erzogen; allein leider beachtete man ihren feurigen Geist, ihre Neigung zum Abenteuerlichen zu wenig.

„Schon früh ihrer Schönheit bewußt, fand sie, daß sie alt genug sei, um geliebt zu werden, schön genug, um eine heftige Leidenschaft zu entzünden, und sehnte sich, glühende Liebesworte zu vernehmen!

„Ein schöner, junger Mann ...“

„Ich kenne schon das alte Lied, es ist immer dasselbe,“ unterbrach ihn der Agent. „Die jungen Leute liebten sich, sie fanden Mittel und Wege, sich das insgeheim zu gestehen, und ihr Verhältniß hatte die gewöhnlichen Consequenzen — das Mädchen wurde Mutter. Blanche ist aber schon todt, und wenn das Ihr ganzes Geheimniß ist ...“

„Sachte, mein Lieber, seien Sie nicht gar zu eilig und hören Sie mir zu, denn was ich Ihnen zu sagen habe, ist seltsam genug, und in Nichts jenen Geschichten ähnlich, die Sie erwähnten. Ich fahre also fort.

„Die junge Gräfin wurde in der That verführt, und kam eines Tages zu dem schrecklichen Bewußtsein, daß sie ihre Familie in Schande und Verzweiflung stürzen würde, wenn der Verführer nicht schnell den Fehler wieder gut zu machen bereit sei.

„Die junge Blanche hatte ihren schönen Verführer zum ersten Male bei einem Abendspaziergange auf dem Place Bellecour, in Gegenwart der Familie, gesehen. Des jungen Mannes schwarzer Bart und schmachtende Augen machten einen tiefen Eindruck auf sie, sie glaubte natürlich, daß er frei sei.

„Blicke wurden hin- und hergesandt, dann sich gegenseitig zugelächelt, ein Verkehr, wie er noch heut zu Tage in Paris, im Tuileriengarten, zwischen jungen Damen und Herren, die sich noch nicht kennen, täglich zu sehen ist.

„Blanche's schöner Unbekannte wagte eines Tages, ihr verstohlener Weise einen Brief zuzustecken, und sie nahm ihn an.

„Der Unbekannte bat um ein Rendezvous. Der Brief war folgendermaßen abgefaßt:

„Heute Abend erwarte ich Sie um zwölf Uhr im Garten, der Ihr Haus umgibt. Ich liebe Sie leidenschaftlich und erwarte Sie mit heißer Sehnsucht. Wenn Sie nicht kommen, so werde ich der reißenden Rhone Tiefe zu finden wissen, die dicht dabei vorbeirauscht."

„Blanche kam pünktlich zum Rendezvous.

„Nach vierzehn Tagen war sie entehrt.

„Welch' heiße Angst, welch' tiefer Schreck ergriff sie!

„Was war zu thun?"

„Der Verführer sollte sie heiraten.

„Er war aber schon verheiratet!“

„So geht es, wenn man seine Leute nicht kennt!“ warf der Banquier ein.

„Dem Vater wagte Blanche ihr Unglück nicht zu bekennen,“ fuhr Sylvanes fort, „denn der strenge Tugendheld hätte vielleicht seine Tochter getödtet und sich dann eine Kugel durch den Kopf gejagt, um das doppelte Unglück nicht zu überleben.

„Die Gräfin ist eine sanfte, gefühlvolle Frau, voll Verstand und Gemüth, die Jeden mit mildem Verschonen behandelt, und von Allen dafür Liebe und Vertrauen genießt. Ihr warf sich Blanche eines Tages zu Füßen und bekannte ihr den Fehltritt, der nicht mehr gut zu machen war.

„Zuerst erstarrte die Gräfin vor Schreck, dann ergriff sie heftige Verzweiflung. Ein Abgrund that sich vor ihr auf, ihr einziges Kind war dort hinab gestürzt, und hatte die Ehre des Hauses mit sich hinab gerissen.

„Doch die Gräfin ist nicht nur weich und gut, sie hat auch ein muthiges Herz, und entschloß sich, gegen das Unglück anzukämpfen. Sie hob ihre Tochter auf, die in Thränen schwamm, und sprach zu ihr:

„Ich will Dich retten!“

„Mein Gott, das ist nicht so schwer,“ murmelte Renaudot, es wurde ein gefälliger Gatte ausfindig gemacht, der über die Vergangenheit ein Auge zudrückte.“

„Nein,“ unterbrach ihn Sylvanes, „die Gräfin denkt zu ehrenhaft, um solch' ein Mittel anzuwenden, und hätte

keinen aufrichtigen Bewerber hintergehen mögen. Sie nahm zu einem ganz besonderen Mittel ihre Zuflucht.

„Desselben Abends hatte die edle Dame ein eigenthümliches Gespräch mit ihrem Gatten. Sie war, wie ich noch erwähnen muß, erst fünfunddreißig Jahre alt, noch eine sehr schöne Frau, und hatte sich ihres Mannes Liebe unveränderlich zu erhalten gewußt. Sie fing also an:

„Lieber Freund, Du wirst Dich nicht wenig wundern über das, was ich Dir bekennen muß. Was aber von Gott kommt, muß man immerhin annehmen, wenn es auch ein wenig spät kommt.“

„Was willst Du damit sagen?“ fragte der Graf.

„Wir haben nur ein einziges Kind, auf dessen Haupt wir alle unsere Liebe vereinen.“

„Nun?“ fragte der Graf, den dieser Eingang einigermaßen beunruhigte.

„Wir werden diese Liebe theilen müssen.“

„Unsere Liebe theilen?“ fragte der Graf, der nichts davon verstand.

„Ja!“

„Aber warum?“

„Ich wage kaum, Dir das zu sagen, lieber Freund, ich schäme mich.“

„Aber ich bitte Dich, was meinst Du eigentlich?“

„Ich werde Dir lächerlich vorkommen, nicht wahr?“

„Lächerlich? Wieso?“

„In meinem Alter soll man kein Kind mehr haben.“

„Wie?“ rief der Graf in höchster Ueberraschung, „Du solltest mir noch ein Kind bringen?“

„Wenn ich das hätte ahnen können! Ich komme in Verlegenheit, wenn mich unsere Blanche ansieht."

„Wir sind schon seit sechszehn Jahren verheiratet," sagte der Graf, und konnte dieses späte Mutterglück nicht begreifen.

„Du siehst wohl, daß ich guten Grund habe, ganz verzagt zu sein; ich wage es kaum mehr auszugehen."

„Du bist eigentlich noch ziemlich jung, man könnte Dich für Blanche's ältere Schwester halten, und sei ganz ruhig, das Kind, das uns Gott so spät noch schickt, soll mit Liebe aufgenommen werden, und es soll seinen Theil an meinem Herzen haben, ohne daß Blanche dadurch beeinträchtigt wird."

„Bei diesen Worten umarmte der Graf seine Gattin.

„So traf die kluge Gräfin bei Zeiten ihre Vorbereitungen, um den Grafen in guter Absicht zu hintergehen."

„Die Geschichte ist komisch!" sagte Ochard-Krauß mit derben Gelächter.

„Und wie war ihr Ende?" fragte Renaudot.

„Sie werden es gleich hören. Blanche nahm sich ihr Unglück so zu Herzen, daß sie von Tag zu Tage bleicher ward, und vor sichtlichen Augen dahinschwand.

„Die Gräfin schien einem wohlbedachten Plane nachzusinnen, auch sie war unstät, träumerisch und launenhaft.

„Eines Tages sagte sie zu dem Grafen:

„Zürne mir nicht, aber ich langweile mich in Lyon; vielleicht ist mein Zustand schuld daran, daß ich mich nach einem andern Aufenthalt sehne. Auch unserer Blanche Gesundheit macht mir ernstliche Sorgen. Mich wird eine Reise

zerstreuen, und unserer Blanche wird ein südlicheres Klima vielleicht die Gesundheit wiedergeben. Ich möchte gern nach Nizza reisen.

„Der Graf hatte gegen diesen Wunsch seiner Gattin Nichts einzuwenden; er konnte natürlich die beiden Damen nicht begleiten, da seine wichtigen Funktionen ihn an Lyon fesselten.

„Blanche reiste also mit ihrer Mutter ab, in Begleitung einer Kammerfrau, die unterwegs unter irgend einem Vorwande entlassen wurde.

„Damals waren drei Monate vergangen seit die junge Gräfin Ravaux-Duquesne jenen Fehler begangen hatte, der so verhängnißvolle Folgen haben sollte.

„Zwei Monate blieben Mutter und Tochter in Nizza. Aber Nizza gehört zu Frankreich, von jeher, auch vor der Annexion; es war daher sicherer, sich weiter zu entfernen.

„Von Nizza gingen sie nach Genua. Dort bekamen sie Lust, Italien zu sehen, und besuchten Turin, Florenz, Rom, ja auch Neapel.

„Sorgenvollen Herzens entfernten sie sich möglichst weit von Lyon, aus Furcht, der Graf möchte den Einfall haben, sie mit seinem Besuche zu überraschen.

„Von Neapel aus zogen sie in ein einsames, unbekanntes Dorf, Solafra, nicht weit von Avellino, denn die Stunde nahte heran, wo Blanche's leichtsinnige Aufführung jene Folge haben sollte, die nur zu oft bittre Leiden und Verbrechen veranlaßt.

„Seit einiger Zeit hatte der Graf von seiner Frau und Tochter keine Nachricht mehr erhalten, er war schon

ganz verstört und fürchtete ein Unglück, als ihm eines Morgens ein Brief von der Gräfin mit dem Poststempel „Neapel“ zukam. Er lautete:

„Lieber Freund! Bis jetzt hatten wir nur eine Tochter, der Himmel hat uns mit einer zweiten beschenkt. Es ist ein reizendes Kind, das Ebenbild ihrer Schwester; es wird Dir nicht schwer werden, das süße Geschöpf liebzugewinnen. Vor acht Tagen bin ich entbunden, und fühlte mich schon beinahe hergestellt. Auch Blanche fängt wieder an aufzublühen, ihre Wangen röthen sich wieder. In einem Monat werden wir in Lyon eintreffen.

„Unser neugebornes Kind heißt Bertha. Blanche ist ganz verliebt in das zarte Wesen, und ich bin erfreut darüber, ich fürchtete, sie möchte eifersüchtig auf den neuen Ankömmling sein.

„Danken wir Gott, daß Alles sich so gut gemacht hat.

„So rettete die Gräfin Ravaux-Duquesne ihrer Tochter das Leben und die Ehre der Familie!

„Und so kam es, daß Bertha nicht die natürliche Tochter der Gräfin Lascioli, sondern die legitime Tochter der Gräfin Ravaux-Duquesne ist.“

„Das Geheimniß ist sein Geld werth!“ murmelte Ochard-Krauß.

„Deshalb habe ich auch hunderttausend Franks verlangt,“ antwortete Sylvanes.

„Hm!“ sagte Renaudot, „wo ist aber der Beweis, daß die junge Gräfin kein legitimes Kind ist?“

„Das ist meine Sache, ihn zu liefern.“

„Und auch die unsrige,“ sagten die beiden Geschäftsleute.

„Ich will in jedem Falle gesichert sein,“ sagte der Doctor. „Der Geistliche führt das Kirchenbuch in seinem Sprengel, also war vermuthlich ein Geistlicher der einzige Vertraute jenen klugersonnenen Verwechslung. Ich kenne diesen Geistlichen, und zweifle nicht, daß ich die gewünschten Erklärungen von ihm erhalten werde.“

„Sie kennen ihn?“ fragte Renaudot erstaunt.

„Bedenken Sie, daß ich fünf Jahre in Italien lebte!“ bemerkte der Doctor. „Ich habe Ihnen jetzt mein Geheimniß überliefert, Sie, Ochard-Krauß, einen Bon übergeben, und es ist nun an Ihnen, Renaudot, Ihre Aufgabe auszuführen.“

„Ich bin bereit,“ sagte der Agent aufstehend. „Die Sache wird aber schwieriger sein, als wir glauben. Als Sie den Namen Georg Sylvanes annahmen, ließen Sie den wahren Sylvanes, der Arzt war, wie Sie, in Vera Cruz am gelben Fieber erkrankt, fast schon sterbend, zurück. Sie hielten ihn für verloren, allein er lebt.“

„Er lebt!“ rief der Doctor schwankend und erbleichend.

„Er lebt!“ wiederholte der Banquier.

„Der wahre Georg Sylvanes?“ fragte nochmals der Doctor mit entsetzten Blicken.

„Der wahre Doctor Sylvanes!“ wiederholte Renaudot.

„Dann bin ich verloren!“ rief der Arzt, und fiel auf einen Sessel nieder.

„Nur Muth, noch ist Nichts verloren, und wir sind Diejenigen, die Alles wagen, Alles durchführen. Halten Sie

nur den Kopf oben, Doctor! Wir spielen jetzt eine Komödie; vielleicht wird der erste Akt ein wenig tragisch, aber am Schlusse lachen wir doch. Packen Sie Ihren Koffer, nehmen Sie Alles mit, was ein Arzt brauchen kann — Sie verstehen mich — und fahren Sie morgen Früh mit dem Schnellzuge nach Havre. Ich reise heute Abends ab, Sie steigen im Hotel de Paris ab, ich werde im Hotel des Indes sein."

„Morgen also auf Wiedersehen in Havre."

So trennten sich die drei Verbündeten.

Ein Opfer der Verzweiflung.

Der Doctor Sylvanes handelte wohl überlegt bei jeder Gelegenheit, und diese Vorsicht war eine wesentliche Ursache seiner besondern Erfolge in der Welt. Selbst seine Gewissenlosigkeit, seine Verbrechen hätten den ersehnten Reichthum ihm nicht eingetragen, wenn er nicht unter den Menschen die größte Selbstbeherrschung geübt, und sein Inneres wie seine Häuslichkeit vor jedem fremden Blicke verschlossen gehalten hätte.

Er hatte manche Kämpfe zu bestehen, doch stählten sie nur seine Kraft; kein Hinderniß ließ ihn verzagen, es reizte ihn nur zu neuer Anstrengung, und er ging neuen Gefahren mit frischem Muthe und stolzer Verachtung entgegen.

Ihm lag in der Gefahr ein höherer Lebensreiz; die Erreichung aller seiner Wünsche.

Auch ließ ihn seine Kühnheit nie im Stiche; er wußte allen den geheimnißvollen Feinden zu trotzen, die

hier und da aus dem Dunkel auftauchten, ihm den Weg zu sperren.

Nur vor einem schwachen, kleinen Wesen zitterte er, der starke, stolze Sylvanes, dem Nichts sonst lieb und heilig war; dieses liebte er, wie er eben lieben konnte, und wollte es doch schonungslos preisgeben!

Auch dachte er wohl zuweilen flüchtig an das arme Mädchen, das einsam im versteckten Häuschen am Quai de Billy wohnte, an Marguerite, die geduldig und sehnsüchtig ihn erwartete!

Sie liebte ihn von ganzer Seele, sie glaubte an ihn; ihre Jugend, ihre Schönheit, ihre Liebe und unendliche Hingebung war sein ausschließliches Eigenthum.

Und sie, ach! galt ihm so wenig!

Mitunter, selbst bei den geräuschvollen Festen der eleganten Welt, oder unter den Qualen seines ruhelosen Lebens, glitt eine liebliche Gestalt seinem innern Auge vorüber, eine wehmüthige und doch lächelnde Ophelia, so schön und poetisch wie sie der englische Dichter gedacht: es war Marguerite.

Es war ihm dann, als neige sie sich über ihn, und flüstere ihm zu:

„Komme zu mir, wenn Du traurig bist, ich schlafe nicht, ich wache, pflege mein Kind, und hoffe auf Dich; wann aber raubst Du Deinem glänzenden Dasein eine Stunde, um sie mir zu widmen? —“

Als der Doctor die besprochene Conferenz verließ, rief er dem Miethkutscher zu:

„Quai de Billy!“

Fühlte er vielleicht doch dunkel das Bedürfniß, aus des Tages ermattender Gluth, aus den ewigen, entnervenden Aufregungen in den schattigen Garten zu flüchten, der in Marguerite's liebenden Herzen, unter ihren sorglichen Händen rings um sie erblühte?

Er sprang aus dem Wagen, stieg die Stufen hinan und trat, ohne anzuklopfen, in Marguerite's Zimmer.

Aber sie flog ihm nicht entgegen wie sonst.

Sylvanes bemerkte nicht gleich, daß sie nicht mehr dieselbe war; er warf Ueberrock und Hut auf einen Sessel und setzte sich auf das Sopha, dann sagte er mit beinahe zärtlichem Tone:

„Guten Tag, Marguerite.“

„Guten Tag, Georg,“ antwortete sie bewegt, aber mit gehaltenem Tone.

Er erhob den Kopf, sah, daß sie entsetzlich bleich war, und fragte:

„Was hast Du denn?“

„Nichts, was soll ich haben?“

„Ich weiß es nicht, Du bist nicht wie sonst.“

„Ich bin etwas unwohl,“ sagte sie kurz.

„Es wird nichts zu bedeuten haben.“

„Das hoffe ich auch.“

„Was geht denn hier vor?“ fragte Sylvanes erstaunt.

„Welche Absicht führt Dich heute zu mir?“ fragte Marguerite, ohne des Doctors Frage zu beantworten.

„Mein Gott, was brauche ich dazu sonst für einen Grund, als meine Liebe zu Dir!“

Ein kaltes Lächeln überflog Marguerite's Gesicht bei diesen Worten, das Sylvanes Blicken nicht entging.

„Du kamst also nur, um mich zu besuchen?“

„Natürlich.“

„Du hast mir nichts anzukündigen?“

„Nein, eine kurze Reise ausgenommen, die mir nur einige Tage raubt.“

„Ah, eine Reise!“

Sie kämpfte mit sich und drängte ein krampfhaftes Schluchzen zurück, das ihre Brust hob.

„Es ist eine der Schattenseiten meines Berufes, daß ich oft reisen muß. Man schickt den Arzt von einem Ende der Welt zum andern, ohne ihn zu fragen.“

„Vertheidige Dich nur nicht!“ rief Marguerite, und fügte leiser hinzu: „Es wäre zu schrecklich!“

„Du hast noch kein Wort von unserem Kinde gesprochen, während Du doch sonst ...“

„Wozu soll ich auch von ihm reden?“

„Es ist doch nicht krank?“

„Was liegt Dir daran?“

Sylvanes stand auf.

„Ich erkenne Dich nicht mehr, Du bist heute Abend unerträglich, ich gehe.“

„Wann kommst Du zurück?“

„In zehn Tagen.“

„Gut.“

„Wenn Du aber noch in solcher Laune bist, wie heute, so komme ich nicht wieder.“

„Du kannst Dir die Mühe sparen, Georg,“ sagte die junge Frau, und barg ihr Gesicht in den Händen, um ihre Thränen nicht sehen zu lassen.

„Du sprichst so mit mir?“

Er kehrte noch einmal zurück, und sagte forschend:

„Was hast Du nur, Du bist so unnatürlich, Du verbirgst Etwas vor mir.“

„Wenn Du zurückkehrst — aber es fragt sich auch, ob Du überhaupt noch einmal zu mir kommst . . . so findest Du mich nicht mehr, auch ich werde . . . verreist sein.“

So sprach Marguerite mit heftigem Schluchzen, das sich nicht mehr unterdrücken ließ.

„Verreist?“

„Ja.“

„Wieso? Bist Du nicht klug?“

„Weit, weit will ich verreisen, dorthin, von wo Keiner wiederkehrt.“

„Du willst mir nur eine Gardinenpredigt halten, und ich weiß nicht weßhalb . . .“

„Nein, Georg, ich begebe mich bald auf die Reise,“ sprach Marguerite entschlossen, mit jenem Ernste, gegen welchen Thränen ein Scherz sind.

Sie trat auf ihn zu, und fragte:

„Wohin gehst Du?“

„Wohin kann ein Arzt gehen, wenn man ihn ruft!“

„Das kann man nicht wissen, wenn dieser Arzt Georg Sylvanes heißt.“

„Zu einem Krankenbette.“

„Nein Georg, Dein Weg führt Dich zu keinem Krankenbette, sondern zu den Füßen einer Braut.“

Sylvanes erbleichte.

„Du willst Dich verheiraten ...“

„Ich?“

„Ich weiß Alles.“

Sie zog einen Brief hervor, den sie an ihrer Brust verborgen, und hielt ihn Sylvanes vor die Augen.

Er überflog ihn, unterdrückte sein Entsetzen und seine Aufregung, und sprach mit scheinbarer Ruhe:

„Das Alles ist Lüge, niedrige Verläumdung, lebe jetzt wohl, ich kehre bald zurück, und werde Dir dann die Beweise liefern, daß ich der Gegenstand einer abscheulichen Verfolgung bin.“

Damit ging er.

„Du gehst?“ schrie sie auf mit herzzerreißendem Tone, „und das ist Deine ganze Rechtfertigung?“

„Seiner Zeit wird Dir Alles klar werden, ich bedarf keiner Rechtfertigung.“

„O, dann ist es doch wahr, ich bin das Opfer einer unwürdigen Täuschung — und unser Kind ... o mein Gott ...“

Sie konnte nicht vollenden.

„Beruhige Dich und vertraue mir,“ sagte Sylvanes, und machte sich eilig davon, denn er fürchtete eine auf-

regende Scene, und hätte seine Lüge mit energischer Unverschämtheit durchführen müssen.

„Ich kenne die Frauen," sagte er zu sich, indem er seinen Wagen wieder bestieg, „der Schlag ist geführt und hat getroffen. Morgen wird sie schon ruhiger darüber sein, und in zwölf Tagen etwa, wenn ich zu ihr zurückkehre, wird sie sagen: Sei nur glücklich und verzeih' mir meine Thorheit, ich will nichts von Dir, nur vergessen sollst Du mich nicht!"

Etwas Eigenthümliches, Geheimnißvolles ist es um ein Weib!

Er kam in seiner Wohnung an, gab die nöthigen Befehle und ließ seine Reiseeffecten in Stand bringen.

Dann sprach er zu seinem Bedienten:

„Jaques, morgen Früh um fünf Uhr sei bereit, wir reisen zeitig."

Hierauf schloß er sich in sein Laboratorium, arbeitete dort wohl eine Stunde, steckte einige Fläschchen zu sich und kehrte in sein Wohngemach zurück.

„Jetzt noch drei Stunden schlafen, dann gibt es neuen Kampf und — ich denke wohl — auch neuen Sieg!"

Es wurde an die Thüre geklopft.

„Bist Du es, Jaques?" rief der Doctor.

„Ja, Herr, ich bin's, öffnen Sie schnell, man schickt nach Ihnen."

„Sage ich sei noch nicht heimgekehrt," befahl Sylvanes durch die halb offene Thüre.

„Aber Herr Doctor, ein Kranker, der im Sterben liegt ...“

„Ich bin nicht zu Hause.“

„Ich sagte das schon, aber der Herr besteht darauf, daß Sie kommen, er weiß, daß Sie nicht fort sind ...“

Ein Fremder wartete im Nebenzimmer; er drang herein, als er Sylvanes reden hörte, und stand ihm unvermuthet hart gegenüber.

Die beiden Männer erschraken, als sie einander erblickten.

„Herr Doctor Sylvanes!“

„Herr Paul Dornay!

„Sie kommen zu mir und scheinen doch verwundert, mich zu sehen,“ sagte der Doctor, der zuerst seine Fassung wiedergewonnen.

„Verzeihen Sie, mein Herr, ich fragte nur um einen Arzt und lief ihn zu holen; allein ich wußte nicht, daß dieser Arzt Georg Sylvanes hieß.“

„Es soll mir angenehm sein, Sie später wieder zu sehen, Herr Dornay,“ sprach Sylvanes mit höflicher Verbeugung.

„Nein, nein, Sie müssen mit mir kommen.“

„Ich?“

„Ich bedarf dringend eines Arztes.“

„Sagten Sie nicht soeben, daß Sie nicht wußten ...“

„Mein Herr, ich segne jetzt meinen Irrthum, denn er führte mich zu einem unserer geschicktesten Aerzte. Es handelt sich hier um ein gefährdetes Leben,“ sprach Paul

Dornay, und ließ Sylvanes fühlen, daß er nur zu dem Arzte spreche und seiner Geschicklichkeit vertraue."

„So eilen wir denn, mein Herr," sprach Sylvanes.

Paul Dornay's Wagen stand noch vor der Thüre, Beide stiegen hinein und der Wagen flog im Galopp dahin.

„Wohin führen Sie mich?" fragte Sylvanes.

„Gar nicht weit, wir sind sogleich da."

„Ist es ein heftiger Anfall, ein akutes Leiden?"

„Nein, eine arme Frau sprang in's Wasser, und ich war so glücklich sie zu retten."

„Sie, Herr Dornay?"

„Erst gestern von Ravaux-Duquèsne hier angekommen, ging ich vor einer halben Stunde auf den Cours de la Reine, wo eine meiner Tanten wohnt. Beim flackernden Scheine des Gaslichts bemerkte ich eine dunkle Gestalt, die an der Brustwehr hinglitt, und lautlos in den Strom stürzte. Ich stand dicht an dem steilen Ufer, stürzte mich daher in das Wasser, und kam noch zu rechter Zeit um die arme Frau lebend herauszufischen. Nicht wahr, Sie hätten das auch gethan, Herr Doctor?"

„Ich weiß es nicht mein Herr, ich habe schon Verschiedenes erlebt, aber einen solchen Fall noch nicht."

Der Wagen flog dahin durch die Nacht, und der Doctor beachtete nicht, wohin man ihn führe; er fragte weiter:

„Sie haben also diese Frau in ihre Wohnung geschafft?"

„Ja, auf einer Tragbahre, und mit Hülfe einiger Ruderknechte, die auf mein Rufen herbeikamen."

„Ist sie außer Gefahr?“

„Ich hoffe es, doch kann ich nichts Gewisses sagen, bis Sie sie untersucht und die nöthige Pflege angeordnet haben werden.“

Der Wagen hielt.

Die beiden Männer stiegen aus, der Nebel war so dick geworden, daß man keine Hand vor den Augen sah, und der Doctor Sylvanes sich blindlings von Dornay führen ließ.

Er ging durch eine Gitterthür, eine Allee entlang — plötzlich durchzuckte ihn eine schreckliche Ahnung; er sagte:

„Es ist wunderbar, es scheint mir soeben... wo sind wir den eigentlich?“

Schnell, gehen wir rascher, Doctor, die Minuten sind kostbar.“

„Aber wo sind wir denn?“

„Am Quai de Villy.“

„Nr. 32?“

„Ja, 32, aber beeilen wir uns, vorwärts zu kommen, mir scheint ich höre keinen Laut, und nichts erschreckt mich mehr, als solche Todtenstille.“

Sylvanes zuckte unwillkührlich, um Dornay zurückzuhalten, aber er besann sich, gewann seinen gewöhnlichen kalten und unnahbaren Ausdruck, und betrat mit Dornay die kleine Wohnung Marguerite's.

Da lag sie. Todtenblässe im Gesicht, mit geschlossenen Augen und gab kein Lebenszeichen.

Sie athmete indessen doch.

Sylvanes runzelte die Stirne, und ein düstrer Blitz zuckte in seinen Augen.

Paul Dornay sah den finstern Ausdruck in des Doctors Zügen, und fragte theilnahmsvoll:

„Glauben Sie, daß Gefahr vorhanden ist?"

Sylvanes lächelte bitter; vielleicht bedauerte er, daß Marguerite nicht todt war, wer vermag die Geheimnisse der Menschenbrust zu ergründen?

Er trat hinzu, fühlte den Puls und erkundigte sich bei einer Frau, die zur Pflege herbeigeeilt war, nach dem, was mit ihr geschehen war, seit sie aus dem Wasser gezogen wurde. Dann sprach er:

„Gut, die Frau ist außer Gefahr, ich will Ihnen aufschreiben, was Sie thun müssen, und Sie brauchen mich dann nicht mehr."

Er ergriff das erste beste Papier, schrieb flüchtig einige Zeilen, stand auf, nahm seinen Hut und ging fort.

„Auf baldiges Wiedersehen, Herr Dornay!"

Der junge Mann blieb ihm die Antwort schuldig; er sah ihm nach und konnte diese Kälte, diese Gleichgültigkeit, diese Härte solchen Leiden und Gefahren gegenüber nicht begreifen.

Kaum war er verschwunden, so stieß Marguerite einen tiefen Seufzer aus und flüsterte:

„Er ist fort!"

„Meinen Sie den Arzt?" fragte Dornay, und beugte sich zu ihr nieder.

„Ja, den Arzt."

„Er kommt wieder, liebes Kind.“

„Nein, er kommt nicht wieder, er soll nicht wiederkommen,“ sagte sie mit innerlichem Schauder.

Dann seufzte sie auf, als fühle sie sich erleichtert.

„Mir ist besser,“ sagte sie, „seit er nicht mehr da ist.“

„Sonderbar!“ sagte Paul zu sich, und blickte die Kranke forschend an. „O, dieser Doctor!“

Sie ergriff die Hand ihres Retters und drückte sie an ihre Brust; dann sprach sie mit bewegtem Tone:

„Fragen Sie mich nicht, Sie sind so gut, Sie würden doch das Alles nicht begreifen.“

Sylvanes stieg indessen in einen Wagen und sagte zu dem Kutscher:

„Ich nehme Dich für die ganze Nacht, fahre zuerst zum Cours de la Reine, nachher zur Eisenbahn nach dem Havre.

Ende des ersten Bandes.